1,20 DM/Band 100

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Band 100

Der See des Schreckens

JASON DARK

Abgeschlossener Roman

Schweiz Fr 1.50



Der See des Schreckens

Gespenster Krimi Nr. 100

von Jason Dark

erschienen am 12.08.1975

Titelbild von Rafael Lopez Espi

Sinclair Crew

Der See des Schreckens

»Und jetzt paß mal auf, Shirley!«

Ted Bulmer stand auf dem weit vorspringenden Baumast. Wie poliertes Silber schimmerte unter ihm die Fläche des Sees.

Ted wippte noch ein paarmal, beugte dann seinen Körper vor und stieß sich kräftig mit den Füßen ab.

Für einen winzigen Augenblick schwebte der sonnenbraune Körper waagerecht in der Luft, dann zischte er wie ein Pfeil der Wasseroberfläche entgegen und verschwand. Kaum ein Spritzer flog hoch.

Shirley Adams klatschte begeistert Beifall.

Schon tauchte Ted wieder auf, warf mit einer Kopfbewegung seine nassen Haare aus dem Gesicht, lachte, winkte – und…

Plötzlich drang ein gurgelnder Schrei aus seinem Mund. Teds Gesichtszüge verzerrten sich. Etwas umklammerte seine Beine und zerrte ihn gnadenlos in die Tiefe…

Shirley Adams bekam den gräßlichen Vorgang so schnell gar nicht mit. Sie hörte noch den Schrei, und auf einmal war Ted verschwunden.

Ted Bulmer, der beste Schwimmer! Sportskanone Nummer eins! Unmöglich!

Shirleys Gedanken kreisten wie ein Mühlrad.

... er ist ein guter Schwimmer... Herzschlag... Mein Gott, man muß was tun...

Sie tat nichts, starrte aus weit aufgerissenen Augen auf die Wasseroberfläche.

Ein paar Luftblasen stiegen hoch, zerplatzten.

Das war alles.

Und Ted tauchte nicht wieder auf. Wie festgeleimt stand Shirley am sandigen Ufer. Immer noch begriff sie nicht, was geschehen war. Immer noch hoffte sie, Ted würde irgendwann auftauchen und ihr sagen…

Shirleys Gedanken stockten.

Das Wasser geriet plötzlich in Bewegung. Genau dort, wo Ted eingetaucht war.

Sollte er wieder auftauchen?

Erregung packte das Mädchen.

Ein Strudel entstand. Das Wasser schäumte. Der unheimliche Strudel bildete einen Trichter, der bis auf den Grund des Sees zu reichen schien.

Plötzlich war ein gewaltiges Pfeifen zu hören. Eine schwarze Wolke schob sich vor die Sonne. Es wurde dunkel – und kalt.

Gebannt starrte Shirley auf den Wassertrichter, aus dessen unauslotbarer Tiefe eine gräßliche Gestalt stieg.

Ein Monster!

Riesengroß und über und über mit Tang und Schlick bedeckt. Grüngraue Haare hingen in dicken Strähnen am Kopf des Monsters herab, bedeckten fast völlig das entstellte Gesicht.

Ein grauenhaftes Maul tat sich auf, aus dem urplötzlich ein schauriges, nervenzerfetzendes Heulen drang.

Das kalte Entsetzen fuhr Shirley Adams bis ins Mark. Sie sah die beiden unförmigen Arme des Monsters, auf denen ein Mensch lag.

Ein Mensch, den sie kannte.

Ted Bulmer!

Noch einmal heulte das Monster auf. Dann verschwand es mit dem Körper des jungen Mannes in der Tiefe des Sees.

Shirley Adams Augen waren geweitet. Die Nerven bis an die äußerste Grenze belastet.

Dann kam der Schock.

Auf einmal drehte sich alles vor ihren Augen. Der Wald, das Wasser,

die Wolken.

Einige Herzschläge später stürzte Shirley Adams bewußtlos auf den weichen Sandboden. Ihr rechter Arm war weit vorgestreckt, und die auslaufenden Wellen umspielten ihre Finger.

Das Monster aber war verschwunden. Der See lag ruhig und spiegelglatt in der heißen Mittagssonne. Ein Bild des Friedens.

Doch in der Tiefe lauerte das Verderben…

***

»Sie kommt zu sich. Endlich!«

Wie aus weiter Ferne hörte Shirley Adams die Männerstimme. Sie hatte das Gefühl, über einem Abgrund zu schweben, wie auf riesigen Händen getragen. Doch plötzlich ließen sie diese Hände los – und…

Shirley öffnete die Augen.

Ein rosiges Gesicht mit einem buschigen Schnäuzer zwischen Oberlippe und Nase sah sie an.

Etwas zu dicke Lippen verzogen sich zu einem sparsamen Lächeln. »Wieder da, Miß?«

Shirley wollte sich aufrichten, doch sofort begann sich alles vor ihren Augen zu drehen. Sie spürte, daß sie trotz der Sonnenstrahlen fror. Feucht klebte ihr knapper Tanga am Körper. Die zwei Stoffstücke ließen ihre ausgereiften Formen deutlich hervortreten.

Shirley wandte den Kopf. Sie sah einen Rettungswagen. Zwei Männer in weißen Kitteln lehnten daran. Die beiden betrachteten sie ungeniert. Einer stieß hastig den Rauch einer Zigarette aus den Nasenlöchern aus.

Shirley blickte zur Seite. Wieder sah sie die Augen über sich. »Ich bin Doktor McGrath«, stellte sich der Mann mit dem Schnurrbart vor.

Shirley öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Ein anderer Mann trat in ihr Blickfeld. Er trug eine Uniform, war demnach Polizeibeamter.

Der Uniformierte wandte sich an den Arzt. »Hat sie irgendwas gesagt?«

»Noch nicht.«

»Na ja, wird schon werden.«

»Helfen Sie mir hoch, Doc, bitte«, flüsterte Shirley. »Außerdem friere ich.«

»Holt mal eine Decke«, fuhr der Arzt die beiden Männer an.

Einer verzog sich, kramte in dem Rettungswagen herum und breitete wenig später eine Decke über Shirleys Körper aus.

Der Arzt und der Polizist halfen Shirley auf die Beine. Sie mußten das Mädchen stützen, denn augenblicklich setzte wieder das Schwindelgefühl ein.

»Was ist denn geschehen?« fragte der Polizist, während sie zu dem

Rettungswagen gingen.

Diese Frage wirkte bei Shirley wie ein Startschuß. Sie ruckte herum, umfaßte mit ihren Fingern den Arm des Polizisten.

»Ted, Sie müssen ihn retten. Er ist ertrunken. Er ist…« Shirleys Stimme versagte.

»Nun mal langsam«, sagte der in Ehren ergraute Sergeant, schon seit Jahren Polizeigewaltiger des Ortes. »Was ist genau geschehen?«

»Ted Bulmer, mein Freund, er ist in den See gesprungen. Da, von diesem Ast dort.«

Die Männer wandten unwillkürlich die Köpfe.

»Er sprang in das Wasser – und tauchte nicht mehr auf. Bis das Monster plötzlich kam.«

»Das Monster?« Die Frage des Sergeants klang eher lauernd als überrascht. »Was für ein Monster.«

Shirley zitterte wie Espenlaub. »Es sah schrecklich aus. Übergroß, mit Tang und Schlick behangen. Und dann die strähnigen Haare. Es hielt was in den Armen. Ted! Meinen Ted. Er war tot, ertrunken. Ich weiß nicht. Vielleicht auch nicht, ach, es ist alles so schrecklich. Ich bin völlig durcheinander.«

»Weiter, Miß…«

»Adams, Shirley Adams.«

»Schön, Miß Adams. Was geschah dann?«

»Dann bin ich ohnmächtig geworden. Das heißt, nachdem das Monster wieder verschwunden war.«

Nach diesem Bericht war es für eine Weile still. Der Arzt warf dem Polizeibeamten bedeutsame Blicke zu. Anscheinend wußten die Männer mehr, als sie zugaben.

Shirleys Atem ging schnell. »Ja, so unternehmen Sie doch was. Sie können doch nicht einfach nur herumstehen. Sie müssen den See absuchen. Vielleicht ist Ted irgendwo angeschwemmt worden. Und er lebt noch. Möglich ist doch alles.«

»Beruhigen Sie sich, Miß Adams. Wir werden alles tun, was in unseren Kräften steht. Aber jetzt werden wir Sie erst mal in das Hospital bringen.«

Shirley schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, ohne mich. Von einer Ohnmacht stirbt niemand. Ich will dabeisein, wenn die Rettungsarbeiten beginnen.«

»Das ist unmöglich, Miß Adams.«

»Warum nicht?« Shirley sah den Polizisten mit flammendem Blick an.

»Weil… weil… nun, Doc, so sagen Sie doch auch mal etwas«, stotterte der Sergeant.

»Weil es für Sie vielleicht einen Schock geben kann, wenn wir die Leiche Ihres Freundes bergen. Ich will damit nicht gesagt haben, daß er tot ist, aber…«

»Sparen Sie sich die Ausreden, Doc. Eine Leiche habe ich schon öfter in meinem Leben gesehen. Ich bin Krankenschwester und in gewissen Sachen nicht gerade zart besaitet. Ich merke aber genau, Sie verbergen etwas. Ich soll nicht dabei sein, unter keinen Umständen. Was ist der Grund?«

»Es gibt keinen Grund«, sagte der Sergeant scharf. »So, und jetzt ziehen Sie sich an. Wo sind Ihre Sachen?«

»Sie liegen dort hinter dem Baum.«

»Bitte schön.«

Shirley ging los. Sie spürte fast körperlich die Blicke der Männer in ihrem Nacken. Sie dachte an Ted. Seltsamerweise konnte sie nicht weinen, obwohl ihr Ted doch einiges bedeutet hatte. Aber dieser Unfall, der kein Unfall war… nein, hier stimmte was nicht. Hier sollte etwas verborgen werden. Und sie würde es auch herausfinden.

Shirley schlüpfte in Jeans und Pulli. Aus ihrer gebückten Haltung heraus sah sie, daß die Männer in ein angeregtes Gespräch vertieft waren.

Schließlich wandte sich der Sergeant um und kam auf sie zu. »Wir brauchen Ihre genauen Personalien, Miß Adams. Und auch die Pension, in der Sie hier wohnen.«

»Ich wohne in keiner Pension«, sagte das Girl. »Ted und ich, wir haben gezeltet, am Südufer des Sees. Auf dem großen Campingplatz.«

»Und weshalb sind Sie hier baden gegangen? Dort am Campingplatz gibt es doch ein tadelloses See-Schwimmbad.«

»Das meistens überfüllt ist«, antwortete Shirley lakonisch.

Ihr Blick glitt über den See. Einige Boote kreuzten auf der leicht gekräuselten Wasseroberfläche. Die bunten Segel wirkten wie farbige Tupfer. Der See war schmal, aber sehr lang. Man konnte das gegenüberliegende Ufer gut erkennen. Dort lag Aweshire, der Touristenort. Aweshire war in den letzten Jahren aus dem Boden gestampft worden, und heute eine Hochburg des schottischen Touristenverkehrs.

Shirley spürte plötzlich eine Gänsehaut über ihren Rücken laufen. »Sie brauchen mich ja doch nicht mehr«, wandte sie sich an den Sergeant.

»Im Moment nicht, Miß Adams. Aber halten Sie sich weiter zur Verfügung.«

»Ja, natürlich.« Shirley bückte sich und hob Teds Sachen auf.

»Wollen Sie zu Fuß zum Campingplatz laufen?«

»Nein. Unser Wagen steht oben, direkt an dem kleinen Spazierweg.«

»Ist es der knallrote Mini-Cooper?«

»Ja.«

»Dann sehen Sie zu, daß sie wegkommen. Die Streichholzschachtel parkt nämlich verbotswidrig.«

Shirley überhörte das Wort Streichholzschachtel und kletterte den Hang hoch. Wenig später war sie im Wald verschwunden.

Doktor McGrath hatte sich eine Zigarette angezündet. »Was hältst du von der Sache, Tim?«

Tim Riordan, der Sergeant, antwortete mit einer Gegenfrage. »Denkst du das gleiche wie ich?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann rechne mal damit, daß der alte Fluch wahrgeworden ist. Ausgerechnet jetzt, wo Aweshire zu einem Touristenzentrum angewachsen ist. Verdammt, verdammt. Aber eins sage ich dir, Doc. Das darf nicht an die große Glocke gehängt werden. Dem Jungen ist nicht zu helfen. Wir werden pro forma eine Rettungsaktion organisieren, mehr auch nicht. Denn wenn erst einmal die Touristen spitz kriegen, was hier geschehen ist, packen sie ihre Koffer, und wir können sehen, wo wir bleiben.«

Doktor McGrath stimmte da völlig mit dem Polizeibeamten überein. »Wenn uns nur das Mädchen keinen Ärger macht«, sagte er. »Das ist eine von den energischen Typen. Hast du dir übrigens die Namen der beiden Spaziergänger aufgeschrieben, die uns alarmiert haben?«

»Ja. Sind aber harmlose Leute. Ein Rentnerehepaar aus London.«

»Dann ist ja alles gut. Wenn du mich brauchst, ich bin in meiner Praxis.«

Der Arzt tippte an seine imaginäre Hutkrempe und stieg mit den beiden Gehilfen in den Rettungswagen.

Sergeant Riordan ging zu seinem Motorrad, das er an einen Baum gelehnt hatte. Während er startete, fluchte er leise vor sich hin. Er sah einigen Ärger auf sich zukommen.

Der Sergeant sollte sich nicht geirrt haben, denn Aweshire wurde zur Hölle…

***

Urplötzlich kam der Schock.

Die Welle der Verzweiflung lief wie ein Stromstoß durch Shirleys Körper. Es war ihr unmöglich, das Lenkrad zu halten und sich zu konzentrieren.

Shirley Adams bremste.

Tränen traten in ihre Augen, und das graue Asphaltband der Straße verschwamm in einem milchigen Schleier.

Shirleys Kopf fiel nach unten. Mit der Stirn knallte sie gegen das Lenkrad. Sie spürte den Aufprall gar nicht.

Ein verzweifeltes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Einige ältere Spaziergänger, die vorbeikamen, blickten verwundert in den Wagen und gingen dann kopfschüttelnd weiter. Niemand wollte sich mit den Problemen des anderen belasten.

Nach einer Viertelstunde war der Anfall vorbei. Shirley setzte sich wieder auf. Im Innenspiegel sah sie ihr verquollenes, vom Weinen stark gerötetes Gesicht. Ihre Handtasche stand auf dem Beifahrersitz. Shirley zog ein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase.

Mit der Zeit gewann sie wieder an Sicherheit und Selbstvertrauen.

Ted Bulmer war tot. Daran konnte sie nichts mehr ändern. Aber sie konnte seinen Tod rächen, den oder die Mörder fassen. Shirley dachte an das Monster und daran, wie schwer ihre Aufgabe war. Doch das spielte keine Rolle. Irgendwie würde sie es schon schaffen. Der Polizei traute sie nicht viel zu. Die konnten höchstens einen Hühnerdieb schnappen, und große Aktivitäten würde der Sergeant sowieso nicht entfalten, allein schon, um den Ruf dieses Erholungsortes nicht zu gefährden. Nein, von der Seite konnte und wollte sie keine Hilfe bekommen.

Der Mini-Cooper setzte sich langsam wieder in Bewegung. Shirley wollte nicht zum Campingplatz fahren, sondern in den Ort hinein.

Während der Fahrt rauchte sie eine Zigarette.

Shirley Adams war zweiundzwanzig Jahre alt und mit allen Vorzügen der Natur ausgestattet. Ihr Haar trug sie zur modernen Lockenfrisur gedreht. Ihr Gesicht war rund, und die Nase hatte einen leichten Schwung nach oben, was Shirley ein etwas puppenhaftes Aussehen verlieh. Shirleys Lippen waren voll, und der Mund ein wenig zu klein, fand sie.

Aber niemand konnte sich malen, und die ideale Frau mußte erst noch geboren werden.

Shirley Adams drückte die Zigarette aus. Sie war inzwischen um den Campingplatz herumgefahren und näherte sich Aweshire.

Die Straße wurde breiter. Wagen kamen ihr entgegen, und eine Horde Rocker überholte sie mit lautem Getöse. Auch diese Typen gab es hier.

Shirley parkte ihren Mini auf dem Marktplatz direkt neben einer Anschlagsäule.

Als sie ausstieg, fingen einige Typen, die sich um einen kleinen Springbrunnen versammelt hatten, zu pfeifen an.

Shirley kümmerte sich nicht darum. Sie schloß ihren Wagen sorgfältig ab und ging durch die wärmende Nachmittagssonne in Richtung See.

Aweshire bestand praktisch aus zwei Teilen. Einmal das Touristenzentrum und zum anderen die eigentliche Altstadt.

Das Touristenzentrum, bestehend aus Hotels und Geschäften, die sich zumeist um den See gruppierten, war erst vor einigen Jahren aus dem Boden gestampft worden. Vorher galt Aweshire praktisch als das Ende der Welt. Jenseits der Uferpromenade standen die Verkaufspavillons. Es waren Läden, in denen man alles kaufen konnte, zu erhöhten

Preisen versteht sich. Da der See von Bergen umgeben war, waren die Hotels und Pensionen am Hang gebaut worden. Mit Blick auf den Loch Awe. Man sagte den Schotten zwar nach, daß sie geizig sind, aber die Hoteliers geizten hier wirklich nicht mit ihren Preisen.

Die Altstadt war noch so ursprünglich wie vor Hunderten von Jahren. Hier schien das Leben manchmal stillzustehen. Selbst die vielen Touristen hatten kein Interesse, durch die engen Gassen zu schlendern. Außerdem gab es kaum Kneipen. Selbstverständlich dehnten sich die Hotels immer mehr aus, aber bisher hatten es die Einwohner verstanden, den Rummel von sich fernzuhalten.

Shirley stieg die große Treppe hinunter, die zur Promenade führte.

Spaziergänger bevölkerten die breite Allee. Hohe Bäume warfen Schatten. Alle Bänke waren besetzt. Es war ein friedliches Urlaubsbild, wie es die Prospekte immer versprachen.

Mit schnellen Schritten näherte sich Shirley Adams der Pavillonkette. Ihr Ziel war ein Geschäft, das ganz am Ende der Promenade lag, dicht neben dem kleinen Hafen, in dem die Segel- und Motorboote dümpelten.

Die großen Panoramascheiben blitzten im Sonnenlicht, als Shirley vor dem Schaufenster stehenblieb. Allerlei Sportartikel waren ausgestellt. Vor allen Dingen aber Geräte, die dem Wassersport dienten.

Shirley betrat das Geschäft.

Sie war nicht die einzige Kundin, und so mußte sie einige Zeit warten und hatte Zeit, sich die Gegenstände genau anzusehen.

Taucherausrüstungen interessierten sie.

Shirley hatte mal einen Tauchkurs mitgemacht und auch mit Erfolg bestanden. Deshalb war dieses Gebiet kein Neuland für sie.

»Kann ich Ihnen helfen, Miß?« fragte eine ölige Stimme hinter ihrem Rücken.

Shirley wandte den Kopf und sah sich einem verschwitzten Verkäufer gegenüber.

»Ja«, sagte sie, »ich möchte gern eine Taucherausrüstung kaufen.«

»Oh, da kann ich Ihnen einiges zeigen. Bitte folgen Sie mir.«

Sie gingen in den Keller und nach einer halben Stunde hatte Shirley alles, was sie brauchte. Sogar vier Sauerstofflaschen.

Shirley bezahlte mit einem Scheck.

Man hatte ihr die Ausrüstung so gut es ging eingepackt. Trotzdem war es doch eine unbequeme Schlepperei für das Mädchen. Aber sie hatte ja nicht weit zu gehen. Bis nebenan zu dem Bootsverleiher.

Der Verleiher war ein mickriges Männchen mit einer Nickelbrille. Er wollte Shirley natürlich ein teures Boot andrehen, doch sie entschied sich für ein Schlauchboot mit Außenbordmotor.

Das Mädchen bezahlte die Leihgebühr und ging mit dem Vermieter

zur Anlegestelle.

Ihr Boot war ein gelbes Etwas, was auf den Wellen hin- und herschwang.

Der Vermieter probierte den Motor aus.

Er lief.

Shirley bedankte sich und packte ihre Sachen in das Boot. Dann knatterte sie los. Das kleine Boot ließ sich gut lenken, und Shirley war sehr zufrieden.

Sie fuhr bis an eine einsame Stelle des Sees und wartete den Anbruch der Dämmerung ab. Sie wollte dann tauchen, wenn kein Betrieb mehr auf dem See war. Sehen konnte sie auch in der Dunkelheit, dafür hatte sie sich einen Scheinwerfer mitgenommen.

Doch Shirley stellte sich alles zu einfach vor, denn die Mächte der Finsternis streckten schon ihre Fühler nach der jungen Frau aus…

***

Sergeant Riordan schloß hastig die Haustür hinter sich ab. Mit langen Schritten hetzte er die Holztreppe hoch und verschwand in seinem Schlafzimmer.

Er war naßgeschwitzt. Das Hemd klebte ihm nur so an seinem Körper. Auch die Uniformjacke wies dunkle Schwitzflecken auf. Riordan zog beides aus.

Sein Blick fiel in den Spiegel. Ein faltiges, von der Sonne gerötetes Gesicht starrte ihn an. Immer mehr wurde dem Beamten bewußt, daß er die Fünfzig schon überschritten hatte. Längst waren seine rötlichblonden Haare weißgrau geworden, und mit den Jahren hatte er Speck angesetzt. Sergeant Riordan war nie verheiratet gewesen und hatte auch jetzt kein Interesse mehr daran. Außerdem war er keine Schönheit. Sein Gesicht wirkte ziemlich brutal, und die dicke knorpelige Nase war nach zweimaligem Bruch nicht mehr richtig zusammengewachsen.

Riordan ließ sich auf das Bett fallen. In seiner Jacke suchte er nach Zigaretten, fand aber keine.

Der Beamte knurrte wütend und zog die Nachttischschublade auf. Das Reservepäckchen lag neben einem dicken Bündel Geldscheinen.

Beim Anblick der Scheine leuchteten Riordans Augen auf. Schlagartig fiel ihm der Mann ein, den er jetzt eigentlich anrufen mußte.

Sergeant Riordan griff zum Telefon. Die Nummer kannte er auswendig.

»Ja?« fragte nach einigen Sekunden eine metallene Männerstimme.

»Ich bin es, Riordan.«

»Hat alles geklappt?«

Der Sergeant wand sich. »Ja und nein.«

»Was heißt das?«

»Der junge Mann ist verschwunden. Das Monster hat jedoch übersehen, daß es einen Zeugen gegeben hat. Die Freundin des Jungen. Sie ist ziemlich wütend.«

Für einen Augenblick war der Mann auf der anderen Seite still. Doch dann begann er zu fluchen, und Riordan trat ein noch dickerer Schweißfilm auf die Stirn.

Schließlich sagte der Mann: »Das Mädchen muß weg. Verstehen Sie?«

Riordan nickte, obwohl es sein Gesprächspartner nicht sehen konnte.

»Hören Sie mir überhaupt noch zu. Riordan?«

»Ja, ja, natürlich.«

»Machen Sie nur keinen Mist. Sie dürfen die Sache nicht gefährden. Das Monster und ich würden uns furchtbar rächen. Ich habe bewußt diesen Ort ausgesucht, und Sie sind einer der wenigen, die nicht sterben werden. Alle anderen sind dem Tod geweiht. Sieben Opfer braucht das Monster. Das wievielte war es jetzt?«

»Das fünfte.«

»Gut, dann sind es ja nur noch zwei!« Der Mann lachte. »Ist auch niemandem etwas aufgefallen?«

»Bis jetzt nicht. Es lagen ja immerhin einige Wochen dazwischen. Und deshalb meine ich sollte man mit dem nächsten Opfer warten.«

»Nein, Riordan!« erklang die metallische Stimme. »Ich will nicht länger warten. Die Menschheit soll endlich von mir erfahren. Das nächste Opfer wird das Mädchen sein.«

»Ja, ganz wie Sie wünschen«, sagte Riordan. »Aber da ist noch etwas?«

»Reden Sie.«

»Wir müssen heute abend eine Rettungsaktion durchführen. Das heißt Rettungsaktion ist der falsche Ausdruck. Ich habe dem Mädchen versprochen, nach der Leiche ihres Freundes suchen zu lassen. Leider unter Zeugen, und deshalb muß ich so tun als ob.«

»Sie machen aber auch in letzter Zeit nur Mist«, knurrte der Mann. »Können Sie das nicht abwimmeln?«

»Ich will es versuchen.«

»Oder nein, lassen Sie nur. Außerdem ist es nachts sowieso Unsinn, nach einer Leiche zu suchen. Dann ist es dunkel.«

»Ich weiß, aber am Tage kriege ich die Mannschaft nicht zusammen. Das habe ich dem Mädchen zu verstehen gegeben.«

Der Mann am anderen Ende der Leitung schwieg einige Sekunden. Dann hörte Riordan wieder seine Stimme. Und diesmal klang sie sanft. Tödlich sanft.

»Riordan, Sie machen mir in der letzten Zeit zu viele Fehler. Passen Sie nur auf, daß Sie nicht das siebte Opfer werden. Und blasen Sie diese dämliche Rettungsaktion ab. Ich will das Mädchen! Nur sie.«

»Ja«, krächzte Riordan.

Er wollte noch etwas sagen, doch sein Gesprächspartner hatte aufgelegt.

Sergeant Riordan ließ sich auf sein Bett sinken. Jetzt zündete er sich die Zigarette an. Er befand sich in einem Teufelskreis. Aus purer Neugierde hatte er sich mit einem Mann eingelassen, der einen grauenhaften, uralten Fluch Wirklichkeit werden lassen wollte. Und Riordan hatte sich einfangen lassen, seine Ehre verkauft.

Nervös sog er an seiner Zigarette. Einmal nur hatte er den Mann gesehen. Aber das war in einem Raum gewesen, in dem nur ein Teil erhellt gewesen war. Eben der, wo er gestanden hatte. Der Unbekannte jedoch hatte sich im Dunkeln gehalten. Und bei diesem Unbekannten liefen alle Fäden zusammen. Ein Mann, den niemand kannte und der doch der größte Feind der Menschheit war.

Denn es war kein Geringerer als Doktor Tod!

***

Doktor Tod! Eine Person, die alles haßte, was menschlich war.

Nach seiner letzten Niederlage in London hatte er zu einem neuen Schlag ausgeholt.

Hier oben in Schottland hatte er einen idealen Nährboden für seine Verbrechen gefunden.

Wieder war ihm Asmodis, der Höllenfürst, zu Hilfe gekommen. Er hatte ihn in diese Gegend geschickt. Und überall gab es Menschen, die mit dem Satan praktizierten und die für Geld alles taten.

Wie zum Beispiel Sergeant Riordan, von dessen Doppelspiel niemand etwas ahnte.

Der größte Feind dieses unheimlichen Verbrechers war ein gewisser Inspektor Sinclair. Staragent von Scotland Yard und gewissermaßen eine Feuerwehr für hoch brisante Fälle. Doch noch wußte dieser Sinclair nicht, daß Doktor Tod wieder aufgetaucht war. Wenn er es merkte, war es zu spät, dann hatte die Hölle schon triumphiert. Noch einmal würde der Inspektor nicht gewinnen.

Doktor Tod wußte, daß in den Tiefen des Loch Awes seit Jahrtausenden ein finsterer Dämon schlummerte. Er hatte ihn geweckt und dafür gesorgt, daß er auch seine Opfer bekam.

Menschenopfer!

Sieben sollten es insgesamt sein. Nach dem siebenten Opfer würde der grausame Dämon den Fluten entsteigen und vereint mit Doktor Tod eine Schreckensherrschaft beginnen.

Doktor Tod lächelte, als er daran dachte. Noch fehlten zwei Menschen. Aber das würde sich bald ändern. Zum Glück war auf Tim Riordan Verlaß. Wenn dieser Mann Geld sah, dann tat er alles.

Riordan war nicht der einzige Helfer in Aweshire, den Doktor Tod hatte. Es gab noch eine Reihe von Menschen, die geschworen hatten,

ihm zu dienen.

Doktor Tod selbst wohnte in einem verlassenen Haus, in der Nähe des Sees. Er hatte das Haus vor einigen Wochen erworben und etwas umgebaut. Außerdem war es mit den modernsten Sicherheitsanlagen versehen worden.

Eigentlich konnte ihm nichts passieren. Er mußte nur noch etwas Geduld haben…

***

Es schellte.

Tim Riordan fuhr erschrocken hoch. Er war auf dem Bett sitzend eingenickt und hatte schrecklich geträumt.

Wieder ging die Klingel.

Riordan stand auf und warf einen Blick durch das Fenster. Die Sonne stand schon tief am Horizont, demnach mußte es früher Abend sein.

Riordan lief zur Tür. Er nahm die Treppenstufen und fühlte, wie ihm leicht schwindelig wurde.

Das ist der Kreislauf, dachte er und räusperte sich, um den schlechten Geschmack aus dem Mund zu kriegen.

Als er unten im Flur war, klingelte es zum drittenmal.

»Ja, ja, ich bin schon da«, knurrte Riordan und schloß die Tür auf.

Auf den Treppenstufen stand Doktor McGrath.

»Nanu, was willst du denn hier?« wunderte sich der Polizeibeamte und gab gleichzeitig die Tür frei.

McGrath stampfte an ihm vorbei. »Ich dachte, die Rettungsaktion würde beginnen.«

Riordan schloß die Tür. »Ach, ich habe es mir einfach anders überlegt. Es hat doch keinen Zweck. Der Mann ist tot und damit fertig,«

Doktor McGrath war überrascht stehengeblieben. »Hast du tatsächlich gesagt, du willst alles abblasen?« fragte er.

Riordan lachte. »Was heißt abblasen? Ich habe noch gar nichts unternommen. Aber ehe du dich aufregst, komm rein, und wir bereden alles in Ruhe.«

»Meinetwegen.«

McGrath ging vor. Er wußte, wo Riordans Wohnzimmer lag, das gleichzeitig auch Arbeitsraum war. Das Zimmer wirkte wie immer bedrückend auf den Mediziner. Die alten dunklen Möbel, die verstaubten Tapeten, der muffige Geruch – all das trug dazu bei, sich nicht gerade hier wohlzufühlen.

»Willst du was trinken?«

»Nein, danke«, sagte McGrath und ließ sich in einen Sessel fallen. Die Sprungfedern ächzten.

Während Riordan sich einen Whisky einschenkte, gönnte sich der

Arzt eine Zigarre. Schon bald schwebten grau-blaue Rauchschwaden durch den Raum.

»Was ist eigentlich mit dir los, Tim?« fragte McGrath.

»Wieso? Was soll mit mir los sein? Ich verstehe dich nicht.«

»Nun – du bist zum Beispiel nicht in deinem Büro gewesen. Verschluderst die Dienstzeit, das alles paßt eigentlich nicht zu dir. Mir ist aufgefallen, daß du seit einiger Zeit deinen Dienst vernachlässigst. Und zwar auf die übelste Weise. Denk an die fünf Vermißten oder Toten. Man hat nie eine Spur von ihnen gefunden. Das ist doch seltsam. Normalerweise treibt eine Leiche nach gewisser Zeit an die Oberfläche.«

»Du vergißt das Monster«, warf Riordan ein.

»Nein.« Der Arzt stäubte seine Asche ab. »Ich habe es nicht vergessen. Ich kenne auch den Fluch und glaube im Gegensatz zu vielen anderen an gewisse überirdische Dinge, aber hier kommt es mir so vor, als wäre das Auftauchen des Monsters gesteuert. Und zwar sehr bewußt. Dabei richtet sich mein Verdacht auch gegen dich, Tim. Nach deinem Benehmen in der letzten Zeit muß ich darauf schließen.«

Der Polizist hatte die Vorwürfe überraschend ruhig aufgenommen. Er sagte nur: »Was wirfst du mir konkret vor, Doc?«

Der Arzt beugte sich über den Tisch, der zwischen den beiden Männern stand. »Ich habe das Gefühl, Tim, daß du auf der falschen Seite stehst.«

In diesem Moment wurde Riordan klar, daß der Arzt mehr wußte, als er bisher gesagt hatte. Daß er zu einer Gefahr geworden war. Und darum mußte er sterben.

Heute noch!

»Was ist?« drang McGraths Stimme in Riordans Gedanken. »Was sagst du zu den Vorwürfen, die ich dir gemacht habe? Ich bin hier, um mit dir alles zu besprechen.«

Sergeant Riordan wandte dem Arzt das Gesicht zu. Er wunderte sich selbst, wie ruhig er in diesen Augenblicken blieb. »Es gibt wirklich ein Geheimnis. Doc«, sagte er leise. »Ich werde es dir sagen. Komm mit hoch, in mein Schlafzimmer.«

»Gut.« Doktor McGrath stand auf.

Riordan triumphierte innerlich. Dieser ahnungslose Wicht folgte ihm tat sächlich.

Und in der Nachttischschublade lag sein Messer!

Die Männer gingen die Treppe hoch. Sie sprachen kein Wort, denn zwischen ihnen schien auf einmal eine Wand zu bestehen.

»Setz dich«, sagte Riordan oben im Schlafzimmer und deutete auf einen Stuhl.

Nichtsahnend nahm der Arzt Platz. »So, nun mal raus mit der Sprache, Tim.«

»Moment, Doc, Moment.«

Riordan trat an den kleinen Nachttisch. Er schwitzte plötzlich. Nimm dich zusammen, schrie es in ihm. Ein Stoß mit dem Messer, und er ist nicht mehr.

Riordan zog die Schublade auf. Das feststehende Messer sprang ihm förmlich ins Auge. Es hatte eine schmale, höllisch spitze Klinge. Der Griff war geriffelt und ließ sich gut fassen.

Riordans Finger umklammerten das Messer. Dann riß er die Hand mit einem Ruck aus der Schublade hervor und wirbelte gleichzeitig herum.

Doktor McGrath saß bewegungslos auf seinem Stuhl. Er begriff noch nicht, was Tim Riordan von ihm wollte.

Und als er es merkte, war es zu spät. Da stand der Polizist schon dicht vor ihm und die Klinge zeigte auf die Brust des Arztes.

»Ja!« zischte Riordan. »Dein Verdacht war richtig. Hier geht einiges nicht mit rechten Dingen zu. Und ich mische in diesem Spiel gehörig mit. Verstehst du? Aber du weißt zuviel, und deshalb mußt du sterben.«

Jetzt erst kam McGrath richtig zu Bewußtsein, daß dieser Mann seinen Tod wollte. Tim Riordan, den er für einen Freund gehalten hatte.

Das durfte nicht wahr sein.

»Aber Tim«, keuchte der Arzt, »komm doch zu dir. Du bist ja verrückt. Du bist ja nicht mehr Herr deiner Sinne.«

Da packte Riordan zu. Sein linker Arm schoß vor, und die Faust knallte in McGraths Gesicht.

Der Arzt kippte vom Stuhl und fiel zu Boden.

Breitbeinig stand Riordan vor ihm. Sein Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verzogen.

»Ich werde dich töten!« Leidenschaftslos klang seine Stimme. »Und anschließend deine Leiche dem Monster vorwerfen. Dann braucht es nur noch ein Opfer, um wieder zurückkehren zu können. Und das wird das Mädchen sein.«

»Mensch, Tim, hör auf!« keuchte McGrath. »Laß uns doch reden, Tim. Laß uns…«

»Nein!«

Wie ein Pistolenschuß hallte das Wort durch den Raum. Und McGrath sah ein, daß er keine Chance mehr hatte. Wenn er sich nicht wehrte.

Noch fühlte sich Riordan sicher.

McGrath war nie in seinem Leben ein Kämpfer gewesen, aber jetzt erwachte doch der Lebenswille in ihm.

Urplötzlich warf er sich gegen Riordans Beine. Der Sergeant fluchte und verlor das Gleichgewicht. Wild ruderte er mit den Armen.

McGrath sprang auf, wollte in Richtung Tür rennen.

Auf halbem Weg traf ihn Riordans Faustschlag. Der Arzt wurde zurückgeschmettert und fiel auf das Bett. Blut schoß aus seiner getroffenen Nase.

Mit einem siegessicheren Schrei sprang Riordan vor. Das Messer hielt er in der rechten Hand. Mit aller Macht ließ er es auf McGrath heruntersausen.

Der Arzt bäumte sich auf.

Ein brennender Schmerz schien seine Brust zerreißen zu wollen. Die Wände, die Decke – alles verschwamm vor seinen Augen, löste sich in einen blutigen Nebel auf.

McGrath röchelte. Mit letzter Kraft riß er sich noch einmal zusammen und öffnete die Augen.

Keuchend stand Riordan vor ihm.

»Du… du… hast dich verrechnet, Tim. Ich habe schon längst einen Brief nach Scotland Yard geschrieben und sie auf die Vorfälle hier aufmerksam gemacht. Sie… sie… werden bestimmt jemanden schicken. Und dann bist du… ahh…«

Der Körper des Schwerverletzten bäumte sich noch einmal auf. Einen Lidschlag später war Doktor McGrath tot. Seine glasigen Augen starrten gegen die fleckige Zimmerdecke.

Einige Sekunden blieb Riordan keuchend stehen. Die letzten Worte des Toten brannten in seinem Hirn. Scotland Yard wußte Bescheid. Vielleicht waren die Schnüffler sogar schon hier im Ort. Nein, dann wären sie bestimmt zu ihm gekommen.

Riordan überlegte fieberhaft. Er dachte auch daran, Doktor Tod zu benachrichtigen. Doch dann verwarf er den Gedanken wieder. Noch bestand keine akute Gefahr.

Zuerst mußte die Leiche des Arztes einmal weggeschafft werden. Es würde nicht schwierig sein, in der Dunkelheit ungesehen an den See zu gelangen und sie dort ins Wasser zu werfen. Hoffentlich nahm das Monster das Opfer an.

Riordan holte eine alte Decke und wickelte den Toten darin ein. Die Leiche verstaute er im Kofferraum seines Wagens.

Anschließend verwischte er in seiner Wohnung die Spuren und reinigte sich die Hände.

Langsam kehrte die alte Sicherheit wieder zurück. Eigentlich hatte er sich den ersten Mord schwerer vorgestellt. Und wenn alles gut lief, bekam er heute noch das Mädchen zwischen die Finger. Denn diese Shirley Adams konnte ihm als einzige noch gefährlich werden…

***

Wie Riesenfinger krochen die langen Schatten der Dämmerung in das Tal. Schlagartig wurde es kühler. Die Sonne leuchtete nur noch als

kleiner Zipfel über den Bergen.

Auch die Oberfläche des Sees änderte ihre Farbe. Sonst bleigrau oder silbrig hell, wurde sie jetzt dunkel, fast schwarz. Nur die glitzernden Schaumkronen der Wellen leuchteten dann und wann wie funkelnde Kristalle auf.

Längst hatten die Segel- und Motorboote die beiden am See liegenden Häfen angelaufen. Ein leichter Wind war aufgekommen und strich säuselnd über die Oberfläche des Loch Awe.

In der kleinen Bucht war es still. Unzählige Mücken hatten sich zu Schwärmen vereinigt und flirrten zwischen den Büschen.

Shirley Adams hielt die Zeit für gekommen. Sie hatte bereits ihren Taucheranzug übergestreift, die Schwimmflossen angelegt und auch die beiden Sauerstofflaschen umgeschnallt. Das Schlauchboot dümpelte auf den Wellen, die in einem immerwährenden Rhythmus klatschend gegen das Ufer geworfen wurden. Shirley hatte das Boot an einem Baumstamm befestigt. Die Leine war zum Glück lang genug gewesen.

Sie rauchte noch eine letzte Zigarette. Eigentlich war es ja Unsinn, aber sie mußte ihre Nervosität irgendwie unter Kontrolle kriegen.

Vergeblich hatte sie bisher auf die offiziellen Rettungsarbeiten gehofft. Aber das hatte Shirley irgendwie vorausgesehen, denn die Worte des Polizisten hatten nicht gerade überzeugend geklungen.

Shirley rauchte in der hohlen Hand. Der Glutpunkt einer Zigarette war oft Hunderte von Metern auszumachen, und das war nicht gerade in Shirleys Sinn.

Nach einigen Minuten schnippte sie die Zigarette ins Wasser, wo sie zischend verglühte.

Dann löste Shirley die Leine und tappte ungelenk wegen ihrer Schwimmflossen zu dem kleinen Schlauchboot hin.

Das Boot schaukelte bedrohlich, als Shirley einstieg, so daß sie Mühe hatte, ihr Gleichgewicht zu behalten. Doch alles ging gut.

Shirley zog die Antriebsleine des Außenborders. Es klappte nach dem zweiten Anlauf.

Überlaut kam Shirley das Tuckern des Motors vor. Sie hatte das Gefühl, jeder könne sie hören.

Sicherheitshalber hatte sie noch ein Paddel mitgenommen. Es war an dem Innenwulst des Schlauchbootes befestigt.

Das Boot nahm Fahrt auf. Shirley saß hinten, wo sie auch steuern konnte.

Überraschend schnell stieß sie in die weite Fläche des Sees vor. Das Boot hoppelte über Wellenkämme, und Gischt spritzte auf.

Shirley sah schnell die Berghänge mit der Dunkelheit verschmelzen und spürte auch den kühlen Wind, der ihr Gesicht streifte. Die Luft wurde mit einemmal feucht und kühl, und es bildete sich

Sommernebel.
Es ging alles so rasch, daß sich Shirley im Nu von einer Nebelwand umschlossen sah.
Jetzt konnte sie sich nicht mehr orientieren. Mit Nebel hatte sie nicht gerechnet.
Shirley stellte den Motor ab. Noch ein letztes Tuckern, und dann war es still.
Unheimlich still.
Nicht einmal das Springen der Fische war zu hören. Der Nebel schluckte jedes Geräusch.
Und er wurde noch dichter.
Shirley kam sich plötzlich wie in Watte eingepackt vor. Was sollte sie jetzt machen. Wieder zurück ans Ufer fahren? Das käme einer Aufgabe gleich.
Nein! Shirley schüttelte entschieden den Kopf. Sie würde tauchen und versuchen, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Das war sie Ted Bulmer schuldig.
Shirley zog die Taucherbrille über die Augen, blies noch einmal durch das Mundstück und steckte es richtig in den Mund. Dann rollte sie sich über die wulstige Wand des Bootes.
Das Wasser war noch warm. Shirley spürte es an Ihrem Gesicht, das nur zum Teil bedeckt war.
Den Unterwasserscheinwerfer hatte sie sich um den Hals gehängt. Eine Batterie sorgte dafür, daß sie maximal zwei Stunden Licht hatte. Und in dieser Zeit wollte sie es geschafft haben. Nur flüchtig dachte sie daran, daß sie keine Waffe mitgenommen hatte. Nicht einmal ein Messer.
Shirley Adams glitt tiefer, Fische glotzten sie stumm aus großen Augen an. Tang und Algen schwammen vorbei. Das Licht des Scheinwerfers verlor sich in der dunklen Tiefe.
Shirley wollte sehen, daß sie nicht zu weit von dem Boot abkam, denn es würde hinterher schwierig sein, es bei diesem Nebel zu finden.
Das Mädchen hatte sich vorher über die Tiefe des Sees erkundigt. Es war zum Glück nicht so, daß sie einen Druckanzug gebraucht hätte.
Und sie hatte auch von der Stadt gehört, die vor Hunderten von Jahren in den Fluten versunken war. Überreste sollte es noch geben, davon hatten auch viele Taucher erzählt.
Natürlich war dieser See nicht so populär wie Loch Ness, in dem ja bekanntlich ein Ungeheuer hausen sollte, das mittlerweile zu einer Touristenattraktion geworden war. Aber wenn das stimmte, was Shirley gesehen hatte, war Loch Awe wesentlich gefährlicher.
Immer tiefer schwamm die mutige Frau. Längst war das Wasser tintenschwarz, und selbst der starke Lichtstrahl hatte Mühe, die

Umgebung einigermaßen zu erhellen.
Die Stille war bedrückend. Shirleys Atem ging ruhig und regelmäßig. Sie beherrschte die Technik, hatte nichts verlernt.
Und dann sah sie den Grund.
Der Lichtschein war auf einen Hügel gefallen, der aus Schlick und Sand bestand.
Shirley schwamm näher. Fische zuckten aus dem Lichtkreis. Manche verharrten auch und glotzten neugierig auf den Ankömmling.
Shirley stoppte und wühlte mit beiden Händen in dem Sand, der zu dichten Wolken aufquoll. Das Wasser wurde noch trüber.
Langsam drang auch die Kälte durch den Anzug. Shirley fröstelte.
Plötzlich ertasteten ihre Hände etwas Hartes. Sie wühlte weiter und hatte nach kurzer Zeit ein Stück Mauer freigelegt.
Gehörte sie zu der versunkenen Stadt?
Jagdfieber erfaßte das Girl.
Mit ruhigen Bewegungen schwamm sie um den Hügel herum, der auf der Rückseite steil abfiel.
Shirley schwamm in die Tiefe, die dunkel und gefährlich vor ihr lag.
Da geschah es!
Wie aus dem Nichts war plötzlich der Sog da, erfaßte Shirleys Körper und zog das Mädchen in die Tiefe.
Shirley stemmte sich verzweifelt dagegen an. Ohne Erfolg. Wie ein Spielball wurde sie hin- und hergeworfen und unaufhaltsam in die gähnende Tiefe gezogen.
In ihren Ohren rauschte es. Einem eisernen Ring gleich legte sich der Druck auf ihren Schädel.
Das ist das Ende, dachte Shirley!
Auf einmal war alles vorbei. So schnell wie sie gekommen war, war die Strömung auch wieder verschwunden. Automatisch machte Shirley einige Schwimmbewegungen.
Ihre Lampe brannte noch.
Shirley drehte sich im Kreis – und zuckte vor Überraschung zusammen.
Sie befand sich in der versunkenen Stadt, mitten zwischen den Ruinen.
Sie sah Häuser, die zum Teil sogar noch erhalten waren. Eine dicke gelb-grüne Algenschicht lag über den Mauern. Die Türen und Fensteröffnungen gähnten dem Mädchen entgegen.
Shirley schwamm langsam weiter, hielt genau auf eines der Häuser zu.
Sekunden später tauchte sie in die Türöffnung ein.
Die Atmosphäre war bedrückend. Shirley durchschwamm die einzelnen Zimmer und dachte mit Schaudern daran, daß sie hier eventuell noch Tote finden würde.

Das war nicht der Fall.

Dafür entdeckte sie noch allerlei Gegenstände, die die Menschen damals hatten liegengelassen, bevor die große Flut gekommen war.

Zum Teil waren die Mauern auch zerstört. Balken und Bretter lagen sperrig herum.

Shirley drehte sich. Sie wollte durch eines der Fenster hinausschwimmen.

Im gleichen Augenblick verhielt sie mitten in der Bewegung.

Draußen war ein Schatten am Fenster vorbeigehuscht.

Angst stieg in Shirley hoch. War sie hier unten doch nicht allein?

Ihr Herz klopfte schneller.

Shirley nahm allen Mut zusammen und schwamm auf das Fenster zu.

Es war nichts zu sehen.

War wohl eine Täuschung, dachte das Mädchen und wandte sich wieder um. Sie fühlte selbst, daß ihre Nerven nicht mehr die besten waren, und wollte so schnell wie möglich wieder an die Oberfläche.

Nur mit den Beinen bewegte sie sich vorwärts. Schon tauchte das Türrechteck im Licht des Scheinwerfers auf. Es kam Shirley vor wie der Eingang zu einer unbekannten Höhle.

Shirley schwamm durch die Tür. Mit der linken Hand faßte sie nach dem Scheinwerfer an ihrer Brust, ließ den Lichtstrahl wandern – und…

Das nackte Entsetzen sprang Shirley Adams an.

Vor ihr schwebten fünf Leichen!

***

Der schnittige Bug des kleinen Motorbootes durchstieß die Nebelwand.

Dieses Wetter kam Sergeant Riordan gerade recht. Niemand würde sehen, wenn er sein grausiges Werk vollendete.

Riordan hielt das kleine Steuer mit beiden Händen fest umklammert. Auf seinem Gesicht lag ein entschlossener Zug. Dieser Mann hatte sich voll und ganz in die Dienste eines Satans gestellt.

Die Leiche des Arztes lag wohlverpackt auf der kleinen Sitzbank. Riordan hatte sie zusätzlich mit Steinen beschwert, damit auch ja nichts schiefging.

Dicht wie Watte schwebte der Nebel über dem See. Nur das Geräusch des Motors war zu hören. Niemand befand sich in Riordans Nähe, der ihn hätte beobachten können.

Der Sergeant kannte den See wie seine Westentasche. Er wußte genau, an welche Stelle er zu fahren hatte.

Nach weiteren fünf Minuten hatte er es geschafft. Hier war der See am tiefsten.

Der Polizist stellte den Motor ab. Noch von der eigenen Fahrt

getrieben, schwamm das Boot ein kleines Stück weiter und kam dann zum Stillstand.

Wellen schwappten gegen die Bordwand.

Riordan wandte sich um und ging die zwei Schritte zu der Sitzbank.

Er hatte die Leiche zusätzlich mit den Steinen in einen Sack gesteckt. Der Sack war aus Jute und mehr als haltbar. Beobachtet hatte ihn niemand und das war gut so. Schließlich genoß Riordan in Aweshire einen besonderen Ruf.

Er lächelte zynisch, als er daran dachte, und packte dann den Sack mit beiden Händen.

Teufel, war das Ding schwer.

Riordan fluchte leise vor sich hin. Er hatte genau fünf Pflastersteine mit hineingetan, und es war nicht gerade leicht, bei dem schwankenden Boot, den Sack über die Bordwand zu hieven.

Doch dann hatte er es geschafft.

Mit einem klatschenden Geräusch berührte der Sack die Wasseroberfläche und versank in der Tiefe.

Riordan blickte ihm einige Sekunden nach.

»Das sechste Opfer«, flüsterte er. Dann wandte er sich ab.

Trotz der kühlen Temperatur lag ein fester Schweißfilm auf seiner Stirn. Die Arbeit hatte ihn ganz schön angestrengt.

Riordan gönnte sich eine Zigarette und nahm einen Schluck Whisky aus der Taschenflasche.

Das scharfe Getränk wärmte ihn bis in die Zehenspitzen.

Riordan wischte sich über den Mund. Dieser verdammte Brief machte ihm doch mehr Sorgen, als er zugeben wollte. Aber vielleicht hatte der Arzt nur geblufft?

Doch Riordan verwarf diesen Gedanken wieder. Nein, McGrath hatte es ernst gemeint. Sicher würde bald jemand vom Yard antanzen und in Aweshire herumschnüffeln. Und sicher war auch, daß der Mann zu *ihm* kommen würde. Er würde ihm schon die richtige Antwort geben.

Riordan schnippte die Zigarette ins Wasser. Er blickte auf seine Uhr.

Noch eine Stunde bis Mitternacht. Es wurde Zeit, daß er wieder nach Hause kam.

Der Sergeant drückte den Starter. Der Motor blubberte kurz auf und kam dann aber.

Wenig später kurvte Riordan wieder auf dem See herum.

Der Nebel war nicht mehr dichter geworden. Riordan hatte auch kein Licht gesetzt, denn um diese Zeit hatte hier sowieso niemand was zu suchen.

Mit zusammengekniffenen Augen starrte Riordan in die dicken Nebelschwaden.

Plötzlich stutzte er.

Ein gelber Fleck schimmerte auf der Wasserfläche.

Riordan nahm das Gas zurück.
Der Fleck kam näher.
Sergeant Riordan fuhr einen Bogen, stellte den Motor aus und trieb jetzt dem Fleck entgegen.
Der Fluch, den Riordan ausstieß, war nicht gerade salonfähig. Was er insgeheim befürchtet hatte, war eingetreten.
Dieser gelbe Fleck war nichts anderes als ein Schlauchboot.
Aber wo war der Besitzer? Und vor allen Dingen: wer trieb sich um diese Zeit auf dem See herum? Kein normaler Mensch. Es sei denn, er hätte etwas zu verbergen oder wollte etwas herausfinden.
Sergeant Riordan kannte nur eine, die dafür in Frage kam.
Shirley Adams!
Bei dem Gedanken an das Mädchen grinste Riordan wölfisch. Der Zufall hatte ihm das siebte Opfer in die Hand gespielt. Eigentlich brauchte er nur zu warten, bis die Kleine auftauchte, und dann…
Riordan tastete nach seinem Messer, das er sicherheitshalber mitgenommen hatte.
Ein Stoß würde reichen, dann war der Weg frei.

***

Er hieß John Sinclair, war Inspektor bei Scotland Yard, und wurde von seinen Kollegen scherzhaft Geister-Jäger genannt.
Diesen Spitznamen hatte er sich in unzähligen Kämpfen mit den Mächten der Finsternis redlich verdient. Was dieser Mann schon erlebt hatte, ging über die Grenzen des Faßbaren. Erst sein letztes Abenteuer mit den Teufelsmönchen hatte ihm alles abverlangt.
Daß der Brief des Arztes kein Bluff gewesen war, bewies die Tatsache, daß das Schreiben momentan bei John Sinclair auf dem Schreibtisch lag.
Der Inspektor hatte es schon ein paarmal gelesen und sich seine Gedanken gemacht.
Aus dem Brief ging hervor, daß es in Aweshire, einem Touristenort in Schottland, nicht geheuer war. Menschen waren auf rätselhafte Weise verschwunden. Der Arzt schrieb von einem Seedämon, der in den Tiefen des Loch Awe lauern sollte.
Für John Sinclair war dieser Brief kein Hirngespinst wie für manch andere. Zuviel hatte er schon erlebt. Schon nach einer Viertelstunde lag der Fall klar. Er würde hinfahren.
Inspektor Sinclair griff zum Telefonhörer und ließ sich mit seinem Chef, Superintendent Powell, verbinden. Wenige Minuten später saß er ihm in dessen Büro gegenüber.
Powell war mit John Sinclairs Einsatz sofort einverstanden und gab ihm die Order, noch heute zu fahren.
John hatte eigentlich vorgehabt, einige ruhige Tage zu verleben,

denn sein bester Freund, Bill Conolly, war mit seiner Frau von einer mehrmonatigen Reise aus Süd- und Mittelamerika zurückgekehrt.

Mit Bill Conolly hatte John schon manchen Strauß gefochten, und der Reporter hatte sich immer mit Feuereifer auf einen Fall gestürzt.

Bill Conolly konnte es sich leisten, so zu leben wie er gerade mochte. Durch seine Heirat hatte er sich unter anderem auch finanziell saniert und arbeitete als freier Mitarbeiter für verschiedene Zeitschriften in der ganzen Welt. Meistens zeichnete er für die heißesten Reportagen verantwortlich. In den letzten zwei Jahren allerdings hatte er sich mehr auf das Übersinnliche spezialisiert.

John seufzte auf, als er an die große Einweihungsparty dachte, die Bill und seine Frau Sheila geben wollte.

Die beiden hatten sich nach langem Hin und Her ein fantastisches Haus am Stadtrand von London gebaut. Eine Bude mit allen Schikanen, wie Bill immer zu sagen pflegte. Das Haus war während ihrer Abwesenheit fertiggestellt worden.

John griff zum Telefonhörer und wählte Bill Conollys Nummer. Zum Glück war der Reporter selbst am Apparat, denn seine Frau witterte bei Johns Anrufen sofort Unheil.

»Ich bin's, Bill«, sagte John. »Ich habe eine wirklich interessante Neuigkeit für dich. Du mußt die Party heute abend ohne mich feiern«

Erst einmal war es ruhig. Dann prustete Bill Conolly los. »Du bist ja verrückt, Mensch. Wenn du nicht kommst, laß ich den ganzen Mist sausen. Mann John, stell dich nicht so an. Ich habe extra 'ne Puppe für dich eingeladen. Ein Weib, sage ich dir.« Bill schnalzte mit der Zunge.

John mußte grinsen, doch seine Antwort machte Bill klar, daß mit ihm nicht zu rechnen sei.

»Dann hängt dir ein Fall am Hals« sagte der Reporter.

»Genau.«

Bill pfiff durch die Zähne. »Drei Monate ist es bestimmt her, daß ich mich zum letztenmal mit Geistern herumgeschlagen habe. Das war mit der Mumie. Wird Zeit, daß ich wieder mitmische, sonst roste ich noch ein. Also, wo geht es hin?«

»Und deine Party?«

»Wird verschoben. Keine Angst, ich mach das schon. Sheila hat bestimmt dafür Verständnis.«

»Da bin ich gar nicht mal so sicher.«

»Laß mich nur machen, alter Geister-Killer. Paß auf. Ich bin in spätestens einer Stunde bei dir. Und dann geht's ab. Wo fahren wir eigentlich hin?«

»Nach Schottland.«

»Aha. Ins Land der Geister und Gespenster. Also, bis später. Bin schon unterwegs.«

John Sinclair legte lächelnd den Hörer auf. Er hatte gewußt, daß Bill

so reagieren würde. Dafür kannte er seinen Freund lange genug. John Sinclair fuhr nach unten und ging in die Tiefgarage, wo sein generalüberholter metallicfarbener Bentley parkte.
Der Inspektor fühlte das gewisse Kribbeln, das ihn immer überfiel, wenn er vor einem neuen Fall stand. Er ahnte allerdings noch nicht, daß er in Aweshire mit seinem größten Feind zusammentreffen würde.
Mit Doktor Tod, dem Mann, dem John Sinclair geschworen hatte, ihn gnadenlos zu vernichten…

***

Shirley erlebte das perfekte Grauen! Die fünf Gestalten hingen wie von unsichtbaren Fäden gehalten im Wasser. Sanft schwangen die Körper hin und her, in einem schaurigen Rhythmus.
Schreckliche Fratzen starrten Shirley Adams an.
Die Gesichter waren zum Teil zur Unkenntlichkeit aufgedunsen. Das Wasser des Sees hatte an der Haut gefressen. Bei zwei Körpern schimmerten die blanken Wangenknochen durch die Haut.
Doch ein Gesicht erkannte Shirley ganz genau.
Es gehörte zu Ted Bulmer!
Ihr Ted schwang wie eine leblose Puppe vor ihr. Jede Einzelheit erkannte Shirley durch ihre Taucherbrille. Die Augen der Wasserleiche quollen weit aus den Höhlen. Der Mund war halb geöffnet, und die Zunge hing ein Stück über die Unterlippe. Wie zwei Seile baumelten Teds Arme herab.
Einige Sekunden hatte Shirley die gräßlichen Gestalten angestarrt. Doch ihr kam es so vor, als wären es Stunden gewesen. Diese Augenblicke prägten sich unauslöschbar in ihrem Bewußtsein fest.
Plötzlich kam Bewegung in die fünf Toten. Sie begannen mit den Beinen zu rudern, schwebten auf Shirley zu. In einer hilflos anmutenden Bewegung streckten sie ihre Arme aus.
Panik überflutete das Girl. Von einem Augenblick zum anderen wich die Starre.
Shirley drehte eine Rolle, schwang sich somit herum und glitt wieder zurück in das Haus.
Zum Glück war Shirley die Strecke schon einmal geschwommen und wußte, wo die größte Fensteröffnung lag.
Lautlos glitt sie in das dazugehörige Zimmer, schreckte einen Fischschwarm auf und drehte sich dem Fenster zu.
Verschwommen sah sie die Öffnung. Noch ein letzter Schwung mit den Beinen – und…
Der Unheimliche lauerte vor dem Fenster. Leblos glotzten seine Augen. Die Arme waren vorgestreckt, die Finger zu Krallen gebogen.
Im letzten Augenblick drehte Shirley ab. Wie ein Pfeil glitt sie neben dem Fenster an der Wand hoch, erreichte die Decke und tauchte

wieder nach unten der Türöffnung zu.

Erst jetzt kam Shirley zu Bewußtsein, daß die Horror-Gestalten sie eingekesselt hatten. Daß sie so lange in dem Haus bleiben mußte, bis ihr Luftvorrat erschöpft war. Und dann…

Unwillkürlich atmete sie schneller. Sie glaubte auf einmal ersticken zu müssen.

Luftblasen perlten hoch und zerplatzten an der Decke.

Shirley schwamm im Kreis. Es gelang ihr nur mühsam, die Panik niederzukämpfen.

Das nächste Zimmer. Es hatte ebenfalls Fenster. Shirley glitt durch das offene Türrechteck und schwang sofort herum.

Auch hier hockte eine Leiche am Fenster.

Langsam wurde das Girl verrückt. Wild und unkontrolliert schwamm Shirley in dem versunkenen Haus herum und fand keinen Ausweg aus der Falle.

Die Toten hatten sie eingekreist!

Ein Blick auf die Anzeige machte ihr bewußt, daß der Luftvorrat langsam zu Ende ging.

Wenn sie bis dahin keinen Ausweg gefunden hatte, würde sie elendig ersticken.

Dann hatten die Toten ihr Ziel erreicht!

Shirleys Herz hämmerte wie verrückt. Innerlich betete sie nach einem Ausweg.

Sie schwamm von einem Zimmer ins andere. Es nützte nichts. Die Toten ließen sie nicht aus ihren Krallen.

Jetzt wurde es kritisch. Shirley mußte sich einfach etwas einfallen lassen.

Noch fünfzehn Minuten Sauerstoff!

Nun bedauerte sie es, keine Waffe mitgenommen zu haben. Es gab nichts, womit sie sich hätte verteidigen können. Dazu kamen noch ihre angeknacksten Nerven, die kaum einen klaren Gedanken aufkommen ließen.

Shirley wußte nicht, zum wievielten Male sie schon das Haus durchschwommen hatte, als ihr plötzlich etwas auffiel. In der Ecke des ehemaligen Hausflurs stand eine Luke offen. Sie war so schmal, daß nur ein schlanker Mensch hindurchkommen konnte.

Shirley war schlank. Sie setzte alles auf eine Karte, wand sich durch die Öffnung.

Das Mädchen gelangte in den Keller des Hauses. Er war klein, und der Scheinwerfer leuchtete jede Ecke aus.

Auch hier waren die Wände mit Algen und Tang überzogen. Der grün-graue Schleier war mehr als fingerdick. Langsam durchschwamm Shirley den Kellerraum.

Ein paar Fische kreuzten ihren Weg und starrten den Eindringling

neugierig an.
Da sah Shirley das Gerümpel. Es lag in einer Ecke des Kellers und war ebenfalls von einer dicken Algenschicht bedeckt.
Shirley tauchte hin, wühlte mit beiden Händen und fand eine mehr als armlange Stange.
Shirleys Augen blitzten hinter der Brille auf, als sie die Stange in der Hand hielt.
Das Mädchen schabte die Algenschicht ab und stellte erfreut fest, daß der Gegenstand aus Eisen war.
Jetzt fühlte sie sich nicht mehr ganz so hilflos.
Für zehn Minuten reichte der Sauerstoff noch!
Shirley verließ den Keller, schwamm wieder nach oben in das eigentliche Haus.
Es hatte sich nichts verändert. Die Gestalten lauerten noch immer vor den Fenstern.
Shirley hatte beide Hände um die Stange gekrallt, bewegte sich nur noch mit den Beinen voran. Sie nahm die Fensteröffnung, die am breitesten war, da sie auch dort eher ausweichen konnte.
Shirley kam es vor, als warte der Tote bereits auf sie.
Langsam schwamm sie näher. Sie hatte sich wieder einigermaßen in der Gewalt und wußte, daß sie jetzt alles geben mußte.
Die starren Augen des Toten fixierten ihren Körper. Shirley kam es vor, als würde dieser Blick bis in ihre Seele dringen.
Noch einmal stieß sie sich kräftig mit den Beinen ab. Dann hatte sie das Fenster erreicht.
Zur Hälfte war ihr Oberkörper schon durch die Öffnung, als der Tote zupackte.
Seine gekrümmten Hände zielten nach Shirleys Hals.
Da schlug das Mädchen zu.
Es war klar, ein Schlag, den sie hier anbrachte, hatte nicht die gleiche Wirkung, wie unter normalen Umständen. Dafür bremste das Wasser zu sehr. Aber solch ein Hieb konnte den Toten aus dem Konzept bringen.
Die Stange traf den Schädel.
Der Tote wurde zurückgetrieben, machte für einen Augenblick die Fensteröffnung frei.
Shirley glitt hindurch, verließ die verfluchte Falle.
Doch gleichzeitig sahen auch die anderen Horror-Gestalten, was geschehen war.
Es waren noch zwei, die sich auf dieser Seite des versunkenen Hauses befanden.
Sie schwammen Shirley entgegen.
Das Girl stieß sich ab!
Zwei Arme griffen nach ihr. Blitzschnell zog Shirley die Beine an,

entkam der tödlichen Klammer.

Nur noch für fünf Minuten reichte ihr Sauerstoffvorrat!

Mit verzweifelten Bewegungen schwamm Shirley nach oben, ließ die Stange los, die sie jetzt behinderte. Sie warf keinen Blick zurück. Sie wollte nur weg aus dieser schrecklichen Tiefe.

Sie spürte, daß sie zu schnell auftauchte. Der Druck auf ihrem Kopf wurde stärker.

Shirley mußte langsamer werden und trat schließlich Wasser.

Dann erst riskierte sie einen Blick nach unten.

Niemand folgte ihr.

Noch wagte Shirley nicht, aufzuatmen, denn plötzlich trudelte etwas an ihr vorbei.

Sie schrak zusammen.

Soviel sie erkennen konnte, war es ein Sack, den jemand ins Wasser geworfen haben mußte. Irgend etwas befand sich darin, und Shirley meinte für einen Moment, den Umriß einer menschlichen Gestalt ausmachen zu können.

Dann war der Sack verschwunden.

Shirley setzte sich wieder in Bewegung. Immer näher kam sie der rettenden Oberfläche.

Der Sauerstoff neigte sich seinem Ende zu. Noch ein paar tiefe Atemzüge, dann…

Da durchstieß Shirley Adams die Wasseroberfläche. Sie hätte aufschreien können vor Freude.

Shirley riß sich die Maske ab, nahm das Mundstück von den Lippen und atmete die herrlich frische Nachtluft ein.

Shirley Adams war dem Tod entronnen! Sie hatte das Gefühl, zum zweitenmal geboren worden zu sein.

Automatisch machte Shirley ein paar Schwimmbewegungen. Jetzt erst fühlte sie, wie erschöpft sie war.

Der Nebel hatte sich etwas gelichtet. Shirley hoffte, nicht zu weit von ihrem Schlauchboot aufgetaucht zu sein.

Sie trat Wasser und sah sich um.

Noch war von dem Boot nichts zu sehen. Shirley wußte ungefähr, wo das Ufer lag, von dem aus sie gestartet war. In diese Richtung bewegte sie sich fort.

Schon nach einer Minute tauchte ein gelber verwaschener Fleck aus der Nebelbrühe auf.

Das Schlauchboot!

Shirley schwamm schneller, und schon bald rollte sie sich in das kleine Boot.

Gerettet!

Shirley nahm die Maske ab, schnallte die beiden Sauerstofflaschen vom Rücken und ließ sich erschöpft auf die Knie sinken.

Sie griff nach der Reißleine des Außenborders.

Da röhrte ein Motor auf.

Überlaut drang das Geräusch durch die herrschende Stille.

Shirley wußte im ersten Augenblick nicht, was los war, doch zwei Herzschläge später sah sie einen drohenden Schatten vor sich auftauchen.

Ein Boot! schoß es ihr durch den Kopf. Mehr nicht, denn der Schatten raste genau auf sie zu…

***

Das Haus lag fernab von jeglichem Touristenrummel. Es war klein und duckte sich wie eine zu große Streichholzschachtel gegen die Bergwand.

Für Doktor Tod war es nahezu ideal.

Vorn und seitlich von Bäumen umgeben, führte nur ein schmaler Weg zu dem Haus hin, und der war auch noch teilweise zugewachsen.

Das Haus hatte in früheren Jahren mal einem Einsiedler gehört. Keiner wollte nach dem Tod des Mannes darin wohnen, und so hatte es Doktor Tod praktisch geschenkt bekommen. Bisher hatte sich auch noch kein Tourist hierher verirrt, und für die Zeit, die Doktor Tod hier verbrachte, war es eigentlich auch ausgeschlossen daß noch jemand kam.

Im Augenblick hatte er seine Getreuen um sich versammelt. Nur Tim Riordan fehlte. Aber das war nicht schlimm, da Doktor Tod noch mit ihm allein reden wollte.

Es waren alles jüngere Leute! Rocker, die sich auch hier in Aweshire tummelten. Zuerst hatten sie aus Spaß an der Freude mitgemacht. Schließlich war es mal was anderes, als nur immer Motorradrennen zu veranstalten oder Touristen zu erschrecken. Doch nach und nach hatte Doktor Tod sie alle in seine Gewalt gebracht. Er bediente sich dazu eines einfachen Mittels.

Rauschgift!

Schon jetzt waren alle acht Rocker völlig abhängig von den harten Drogen.

Doktor Tod saß in einem kleinen Raum und beobachtete die Rocker durch ein verstecktes Guckloch. Noch waren sie nicht soweit. Noch hatte das Heroin nicht richtig gewirkt. Doch in spätestens einer halben Stunde würden sie bereit sein, daß Brandmal des Teufels zu empfangen.

Doktor Tod war ein Mann, vor dem man sich fürchten konnte. Seine bleiche dünne Haut spannte sich über dem blanken Schädel, und die tiefschwarzen, an Kohleschächte erinnernden Augen bildeten den starken Kontrast. Doktor Tod bevorzugte dunkle Kleidung, was zu seiner ganzen Art paßte.

Woher der Mann kam, wußte niemand. Er war plötzlich dagewesen. Wie er selbst sagte, von Asmodis geschickt, um den Weg für den obersten aller Dämonenherrscher vorzubereiten. Denn die Erde sollte wie vor Urzeiten ein Tummelplatz für Geister und Dämonen werden, die jetzt noch in einem Schattenreich lebten.

Doktor Tod hatte seine Aufgabe, und es gab nur wenige Menschen, die davon wußten.

Die Minuten verstrichen. Doktor Tod beobachtete, wie die Rocker immer mehr den Wirkungen des Rauschgifts verfielen, wie ihre Handlungen unkontrollierter wurden und sie mehr und mehr die Beherrschung verloren.

Dann war die Zeit reif. Endlich konnte er ihnen das Brandmal aufdrücken.

Tief im Keller des Hauses war Doktor Tods Reich. Hier hatte er seinen eigentlichen Wirkungskreis, denn von dieser Stelle aus setzte er sich mit den finsteren Mächten in Verbindung.

Dunkelrot glühte das Dämonenfeuer in einem offenen Kamin. Es entwickelte keinen Rauch, denn die Flammen kamen aus der Hölle und gehorchten den finsteren Beschwörungsformeln ihres Meisters.

Der Raum war erfüllt von einem flackernden Schein.

Doktor Tod holte den ersten Rocker. Mit glänzenden Augen und schweißnassem Gesicht trat der junge Mann über die Schwelle.

Doktor Tod griff nach einem Brandeisen.

»Entblöße deine Brust!« befahl er mit dumpfer Stimme.

Der Rocker riß sich die Lederjacke auf. Darunter trug er nichts.

Doktor Tod hob das Brandeisen, hielt es für einige Sekunden in die Flammen.

»Komm her!«

Der Rocker gehorchte. Schweiß trat plötzlich auf seine Stirn. Tief im Innern mußte er wohl spüren, daß hier etwas vor sich ging, das schrecklich und grausam war.

Das kunstvoll geschmiedete Ende des Eisens glühte. Es zeigte die Fratze des Teufels mit den beiden Hörnern.

»So werde denn einer von Asmodis Dienern!« flüsterte Doktor Tod. »Und nimm die Satans-Taufe entgegen!«

Der Rocker riß den Mund auf, wollte etwas sagen, doch im gleichen Augenblick drückte ihm Doktor Tod das Eisen auf die Brust.

Der Rocker war gebrandmarkt. Mit dem Zeichen des Satans…

***

Das Dröhnen des Motors, das plötzliche Rauschen des Wassers, der drohende Bug des Schiffes – all dies vereinigte sich bei Shirley Adams zu einem Kaleidoskop des Schreckens.

Ihre durchgestandene Angst entlud sich in einem markerschütternden

Schrei, der über die Wasseroberfläche tanzte und im dichten Nebel zerflatterte.

Shirley streckte die Arme vor, spreizte in einer abwehrenden Geste die Hände, um das drohende Unglück aufzuhalten – und reagierte doch im allerletzten Augenblick instinktmäßig goldrichtig.

Sie hechtete seitlich ins Wasser. Die kalten Fluten schlugen über ihr zusammen.

Einen Herzschlag später jagte das Motorboot über das kleine Schlauchboot hinweg und zerfetzte es restlos.

Shirley Adams begann automatisch unter Wasser weiterzuschwimmen. Der reine Überlebenswille peitschte sie voran. Sie wußte, wenn sie auftauchte, lauerte bereits der Mörder auf sie. Shirley machte sich keine Gedanken, weshalb man sie umbringen wollte. Sie wollte nur ihr eigenes Leben retten.

Die Luft wurde knapp. Zu lange schon hatte Shirley sie angehalten.

Sie mußte auftauchen.

Wie ein Pfeil schoß sie an die Oberfläche.

Das Dröhnen des Motors schmerzte in ihren Ohren. Das Boot hatte eine Drehung gemacht und fuhr genau wieder auf Shirley zu.

Wie ein Ungeheuer schoß es aus der Nebelwand.

Shirley tauchte weg.

Wieder verfehlte sie der scharfe Rumpf des Bootes nur um einige Handspannen.

Diesmal hatte Shirley aufgepaßt und tiefer eingeatmet. Sie schwamm doppelt so lange unter Wasser, und als sie dann auftauchte, war das Killerboot zwar noch zu hören, aber nicht zu sehen.

Tief pumpte Shirley die Lungen voll Luft. Für einige Augenblicke schöpfte sie Kraft. Jetzt kam ihr doch der Nebel sehr gelegen, denn bei einer klaren Nacht wäre ihr blasses Gesicht sofort zu sehen gewesen.

Shirley Adams legte sich auf den Rücken und schwamm dem Ufer zu. Zum Glück hatte sie sich diese Richtung genau eingeprägt.

Das Geräusch des Motors wurde leiser. Shirley atmete auf. Bestimmt hatte der Kerl aufgegeben.

Da zuckte der Strahl eines Suchscheinwerfers über die Wasseroberfläche.

Nur mühsam unterdrückte Shirley Adams einen Schrei. Noch hatte der Kegel sie nicht getroffen, doch er wanderte immer weiter auf sie zu.

Nur noch eine Frage von Sekunden, dann…

Shirley tauchte weg. Sie konnte die glitzernde Stelle sehen, wo der Kegel über sie hinwegstech.

Unter Wasser schwamm das Girl weiter. Sie wußte selbst nicht, woher sie all die Kraft nahm, doch bei jedem Menschen gab es wohl einen Punkt, an dem der Überlebenswille stärker war als alles andere.

Shirley mußte auftauchen.
Gierig schnappte sie nach Luft. Aber sie konnte auch befreit aufatmen.
Das Motorboot hatte beigedreht. Der Fahrer suchte an einer anderen Stelle.
Shirley Adams legte sich wieder auf den Rücken und schwamm langsam dem Ufer entgegen. Trotz der isolierenden Schicht des Taucheranzuges drang die Kälte immer weiter vor. Wenn sie nicht bald das Ufer erreichte, war sie nicht mehr in der Lage, Schwimmbewegungen zu machen.
Und dann hatte es Shirley Adams geschafft. Über sich sah sie die weit vorspringenden Äste der Bäume, zwischen denen die Nebelfetzen wie unheimliche Gestalten aus einer anderen Welt tanzten.
Shirley spürte Grund unter den Füßen.
Mit letzter Kraft watete sie ans Ufer. Und dort fiel sie zu Boden und blieb liegen.
Irgendwann raffte sich Shirley auf. Sie hatte den Platz, an dem ihre Kleidung lag, verfehlt. Aber das war nicht weiter schlimm. Sie würde ihn schon wiederfinden.
Shirley nahm die jetzt hinderlichen Schwimmflossen ab und lief barfuß weiter. Sie war dies von Kind auf gewöhnt, und unter ihren Füßen hatte sich schon eine feste Hornhaut gebildet.
Shirley kletterte einen mit Büschen bewachsenen Hang hoch, lief noch ein paar Meter und stand schließlich auf der Straße, die rund um den See führte. Manchmal dicht am Ufer, dann wieder einige Kilometer weg.
Shirley kannte sich einigermaßen aus und wußte nach kurzer Orientierung, in welche Richtung sie zu laufen hatte.
Sie lief schnell, um sich wieder aufzuwärmen.
Plötzlich tauchten vor ihr zwei Scheinwerfer auf. Shirley wollte erst zwischen den Büschen verschwinden, überlegte es sich aber dann anders.
Sie stellte sich mitten auf die Straße und winkte mit beiden Armen.
Sie wußte nicht, daß sie vom Regen in die Traufe kam…

***

Feuchtes Gras benetzte das Gesicht des Rockers, holte ihn aus den unendlichen Tiefen der Bewußtlosigkeit zurück.
Er öffnete die Augen.
Dunkelheit umgab ihn. Ein kühler Wind fächerte sein Gesicht und rauschte durch die Baumwipfel.
Der Rocker lag in einem Wald.
Im Zeitlupentempo richtete er sich auf. Schwach sickerte das Mondlicht auf den Moos- und Humusteppich. Vereinzelte Nebelfetzen

hingen zwischen den Ästen.

Man roch die Nähe des Wassers, demnach war der See nicht weit entfernt.

Der Rocker hielt sich seinen Kopf. Er hatte ein dumpfes Gefühl im Schädel, spürte jedoch keinen Schmerz.

Was war geschehen? Der Rocker erinnerte sich an das alte Haus, an das Heroin – und dann…

Bruchstückhaft waren ihm die weiteren Ereignisse im Gedächtnis haften geblieben.

Sie waren in einen Kellerraum gekommen, dort hatte ein Mann sie erwartet…

Der Rocker atmete gepreßt aus, konzentrierte sich. Da fiel ihm das Feuer wieder ein. Das Feuer – und…

Ja, jetzt hatte er es. Das Brandmal. Sie hatten ein Brandmal bekommen. Er meinte noch, den Geruch des verbrannten Fleisches zu spüren.

Der Rocker senkte den Kopf.

Die Lederjacke stand bis zum Bauchnabel offen. Und mitten auf seiner Brust prangte rotglühend die Teufelsfratze.

Im ersten Augenblick überkam den Rocker die Panik. Hastig schloß er die Jacke wieder und sah sich gehetzt um.

Er war allein. Niemand konnte das Mal sehen.

Der Rocker suchte in seiner Tasche nach Zigaretten, fand sie und zündete sich mit zitternden Fingern ein Stäbchen an.

Der Rauch beruhigte ihn etwas.

Der Rocker dachte nach. Was hatte das alles zu bedeuten? Was hatte man mit ihm gemacht? Und plötzlich fühlte er die fremden Gedankenströme in seinem Gehirn, die stärker waren als seine eigenen und Schreckliches von ihm verlangten.

Der Rocker war programmiert auf Mord!

Die teuflische Tätowierung bestimmte sein Handeln, Denken und Fühlen. Von nun an war er ein Diener der Hölle.

Behutsam öffnete der Rocker seine Lederjacke Es kam ihm vor, als würde die Fratze noch stärker glühen. Er tastete mit den Fingerspitzen darüber.

Die Tätowierung bestand aus einer dicken Kruste. Wie eine feste Hornhaut.

Der Rocker warf die Zigarette weg, trat sie aus. Er ging ein paar Schritte weiter, und ein freudiges Lächeln zuckte um seine Mundwinkel.

An einem Baumstamm lehnte seine Maschine. Es war eine Honda, und sie war hervorragend gepflegt. Schon fühlte sich der Rocker wesentlich besser.

Aber wie kam die Maschine hierher? Und er selbst? Wer hatte ihn

hergeschleppt?
Da hörte er hinter sich ein Geräusch.
Blitzschnell wirbelte der Rocker herum und griff nach seinem Messer, das in einer ledernen Gürtelscheide steckte.
Eine Gestalt tauchte zwischen den Büschen auf.
Es war Archie, sein Kumpan.
Beruhigt ließ der Rocker die Hand sinken.
Archie hielt sich den Schädel. »Hast du auch solch ein komisches Gefühl, Paddy?«
Paddy nickte. Starr sah er auf die Brust seines Kumpans. Der bemerkte den Blick und zog den Reißverschluß der Lederjacke herunter. »Ja, ich habe auch solch ein Ding. Mensch, ich weiß gar nicht, wie ich darangekommen bin. Außerdem habe ich das Gefühl, als würde die Fratze leben.«
»Mir geht’s nicht anders«, erwiderte Paddy rauh.
Archie sah sich um. »Weißt du wo die anderen sind?«
»Keine Ahnung.«
»Komisch. Wir waren doch noch alle zusammen.« Archie hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als er sich plötzlich vor Schmerzen krümmte.
»Hölle«, ächzte er, »dieses Brandmal – es… es frißt mich auf.«
Aus schreckgeweiteten Augen beobachtete Paddy wie sein Freund zu Boden fiel und sich stöhnend auf der Erde herumwälzte. Dabei begann die Teufelsfratze noch stärker zu glühen, und Paddy hatte das Gefühl, als würde sie sich sogar bewegen.
Er wollte seinem Freund helfen, doch da verspürte er die gleichen verzehrenden Schmerzen in seinem Körper hochschießen. Rote Kreise tanzten auf einmal vor seinen Augen. Er hatte das Gefühl, in eine Flammenhölle getaucht worden zu sein.
In wilden Zuckungen wanden sich die beiden Rocker auf dem Boden.
Der Anfall dauerte nur wenige Minuten. Er ging genauso schnell vorbei wie er gekommen war.
Taumelnd standen die Rocker auf. Mit herabhängenden Armen blieben sie stehen und starrten sich gegenseitig an. Knurr- und Fauchlaute drangen aus ihren halb geöffneten Mündern. In ihren Augen lag ein teuflisches Glitzern.
Satan hatte sie in der Gewalt.
Die Fratzen auf ihrer Brust begannen zu leben. Sie bewegten sich im Rhythmus der Atemzüge. Die widerlichen Mäuler öffneten und schlossen sich. Nach Schwefel riechender Rauch drang daraus hervor.
Paddy ging zu seiner Maschine und schwang sich auf den Sattel. Archie verschwand im Gebüsch, um seine Maschine zu holen.
Die Rocker spürten, daß die Teufelsfratzen auf ihrer Brust schon ein Stück von ihnen selbst waren. Daß sie ihre Handlungen leiteten. Einer

Feuersbrunst gleich breitete sich das Böse in ihnen aus.

Töte!, hämmerte es in ihren Köpfen. Töte für den Dämon!

Und die Rocker gehorchten.

Sie fanden einen schmalen Weg, der sie aus dem Wald herausführte. Geduckt hockten sie im Sattel. Lebende Mordmaschinen. Kreaturen in der Hand eines Teufels.

Der schmale Weg mündete auf die Seestraße.

Die schweren Maschinen brüllten auf. Die beiden Mordbestien jagten in Richtung Aweshire, wo nichtsahnende Menschen im tiefsten Schlaf lagen.

Die Rocker fuhren dicht nebeneinander, so daß sich die Fußrasten fast berührten. Die Lichtkegel der Scheinwerfer warfen ihre hellen Bahnen auf die Fahrbahn. Ein einzelnes Reh huschte aufgeschreckt aus dem grellweißen Schein.

Die Fratzen auf ihrer Brust brannten wie Feuer. Ununterbrochen hämmerten schreckliche Gedanken auf sie ein.

Eine weitgeschwungene Kurve tauchte auf. Mit röhrenden Motoren schnitten die Rocker sie an.

Dann kam wieder eine Gerade.

Und da sahen sie plötzlich das Mädchen.

Wie ein Wesen aus einer anderen Welt stand es auf der Fahrbahn und winkte.

Die Rocker handelten synchron.

Bremsen quietschten. Die Maschinen schleuderten und standen schließlich.

Die Rocker sprangen von den Motorrädern und kickten den Ständer nach unten.

Das Mädchen lief den beiden entgegen. Noch war es ahnungslos, wußte nicht, daß es das erste Opfer der programmierten Killer werden sollte…

***

Shirley Adams war froh, endlich normale Menschen zu treffen, die sie in die Stadt bringen konnten.

Noch war es ihr unmöglich, die Rocker zu erkennen. Dafür blendeten sie die Scheinwerfer zu sehr.

Shirley blieb stehen. Ganz plötzlich traf sie der Hauch von Gefahr. Es war nur ein unbestimmtes Gefühl, daß ihr riet, vorsichtig zu sein.

Die Rocker kamen auf sie zu, kreisten sie von zwei Seiten ein. Ihre Schritte klangen laut in der Stille.

Jetzt sah Shirley auch die schwarzen Lederjacken, die bis zur Brust offenstanden – und…

Zwei glühende Augenpaare starrten sie an.

Shirley zuckte zusammen, ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Sie sah

die Gefahr auf sich zukommen, und konnte doch nichts dagegen machen.

Die unheimlichen Augen!

Von ihnen ging eine dämonische Kraft aus, die Shirleys Handlungen vollkommen lähmten.

Bewegungslos stand sie auf der Stelle. Die harten Schritte der Rocker dröhnten in ihren Ohren.

Und immer näher kamen die Augen.

Shirley erkannte jetzt auch die satanischen Fratzen mit den offenen Mäulern, aus denen schweflig gelber Rauch drang und wie Schleier auf sie zuwehte.

Shirley riß den Mund auf. Sie wollte schreien, doch ihre Kehle war wie zugewachsen.

Die Rocker blieben stehen.

Messer blitzten plötzlich in ihren Händen. Die Schneiden waren schmal und höllisch spitz. Sie würden einen Körper wie Butter durchdringen.

Die Rocker hatten Shirley in die Zange genommen. Die Fratzen veränderten sich im Rhythmus ihrer Bewegungen.

Dann spürte Shirley die harten Griffe an ihren Oberarmen. Wie Stahlklammern schlossen sich die Finger um ihre Muskeln.

Ein Arm legte sich um ihren Hals, bog den Kopf weit in den Nacken.

Shirley stöhnte.

Schon blitzte die erste Messerklinge vor ihrer Kehle. Shirley sah das Funkeln des Stahls im Licht der Motorradscheinwerfer.

Niemand hatte bisher ein Wort gesprochen. Shirley ahnte nicht einmal, weshalb sie jetzt sterben mußte…

***

Irgendwie war John Sinclair sauer. Dieser ganze Fall schmeckte ihm nicht. Nur auf einen Brief hin jagten er und sein Freund Bill Conolly quer durch England.

Die schottische Grenze hatten sie noch vor dem Dunkelwerden passiert. Auf einer gut ausgebauten Straße ging es anschließend weiter in Richtung Loch Awe.

John war auf der Fahrt sehr schweigsam gewesen, während Bill ununterbrochen von seinen Erlebnissen in Südamerika geredet hatte.

Sie hatten nur einmal kurz Rast gemacht, und John verspürte auch Hunger und Müdigkeit.

Es ging schon auf Mitternacht zu, als sie endlich die Seestraße erreichten.

»Ich schätze, wir werden wohl kaum noch ein Zimmer kriegen«, meinte Bill leichthin.

»Mich kann gar nichts erschüttern«, brummte John.

Er ging vom Gas, da eine weitgeschwungene Kurve auftauchte. Andere Wagen waren ihnen auf dieser Straße bisher noch nicht entgegengekommen. Man hatte das Gefühl, am Ende der Welt zu sein.

Der Bentley gab sein Bestes, reagierte auf jede Bewegung des Lenkrades.

Plötzlich beugte sich Bill Conolly vor. »Verdammt, John. Da vorne!«

Er deutete aufgeregt durch die Frontscheibe.

»Schon gesehen!«

John Sinclair reagierte blitzschnell. Sein Fuß nagelte die Bremse fest. Der Wagen schleuderte ein wenig, blieb aber in der Spur. Er stand noch nicht ganz, da waren John und Bill schon draußen.

Die Szene, die sich ihren Augen bot, wurde durch die Scheinwerfer der Motorräder und des Bentleys voll ausgeleuchtet.

Zwei Männer – dem ersten Eindruck nach Rocker – waren dabei, ein wehrloses Mädchen in die Büsche am Straßenrand zu ziehen.

Vergewaltigung!, schoß es John durch den Kopf.

Der Inspektor spurtete los.

Die Rocker ließen das Mädchen liegen, sprangen hoch und wandten sich John Sinclair zu.

Der Geister-Jäger sah Messer in ihren Händen blitzen.

Er wollte weiterlaufen, doch eine unsichtbare Macht bannte ihn plötzlich auf der Stelle.

Wie unter einem inneren Zwang starrte John die beiden Teufelsfratzen auf den Oberkörpern der Rocker an. Riesengroß kamen John die Augen und die Mäuler vor, aus denen dicker gelber Rauch quoll.

John wollte die Hand heben, zu seiner Waffe greifen. Er schaffte es nicht.

Die andere, dämonische Kraft war größer.

Und die Rocker kamen näher.

Ihre Gesichter waren Grimassen. Haß blitzte in ihren Augen. Die Rocker kannten kein Erbarmen. Gnadenlos würden sie John Sinclair den Stahl in den Leib rammen.

Verzweifelt kämpfte der Inspektor gegen die magischen Wellen an. Er versuchte sich zu konzentrieren, aktivierte seinen gesamten Willen, um diesen Höllenkräften die Stirn zu bieten.

Es war ein mörderisches Ringen.

Nur noch fünf Schritte, dann hatten es die Rocker geschafft. Schon streckten sie die Arme mit den gefährlichen Messern vor.

Da brach der Bann!

Johns in tausend Gefahren geschulter Wille hatte es verstanden, der dämonischen Kraft zu trotzen. John sah, wie sich die Teufelsfratzen in einer nie gekannten Wut verzerrten. John war der Erste, der sie bezwungen hatte.

Aber noch waren die Rocker da.
Gleichzeitig griffen sie an. Zwei mörderische Messerstöße zielten auf Johns Körper.
Der Inspektor drehte sich zur Seite. Es gab ein ratschendes Geräusch, als ihm eine Klinge das Jackett aufriß.
Johns Fäuste wirbelten. Er traf einen der Rocker im Nacken und den zweiten dicht über der Gürtellinie.
Die Killer verdauten die Schläge. Die in ihnen sitzende dämonische Kraft trieb sie an wie eine Maschine.
Wieder stürzten sie auf John zu.
Der Inspektor wich zurück, erreichte den Buschgürtel am Straßenrand.
Der erste Rocker hechtete vor.
John sprang gedankenschnell hoch und packte mit beiden Händen einen weit vorspringenden Ast. Ein kurzer Schwung, und er stieß seine gestreckten Beine vor.
Die Füße knallten gegen die Brust des Rockers.
Der Messerstecher flog zurück. Aber inzwischen hatte der andere Zeit gehabt, in Johns Rücken zu gelangen.
Der Geister-Jäger ließ sich kurzerhand fallen.
Ein wuchtig geführter Stoß rasierte über seinen Rücken hinweg. Der Rocker hatte soviel Schwung, daß er über John hinwegflog.
Sofort war Sinclair wieder auf den Beinen. Ein schneller Griff, und er hatte den Messerarm des Rockers gepackt. Weit bog er ihn zurück.
Jetzt hätte eigentlich ein Schmerzensschrei ertönen müssen, doch der Rocker gab keinen Ton von sich. Er war immun gegen Schmerzen.
John trat ihn in den Rücken, daß er bis auf die Fahrbahn geschleudert wurde, und nahm sich den anderen Rocker vor, der sich wieder erholt hatte und angriff.
John blockte einen Messerstoß ab, riß sein Knie hoch und schlug gleichzeitig mit der rechten Faust gegen die Dämonenfratze.
Der Rocker segelte nach hinten, aber John hatte das Gefühl, gegen Beton geschlagen zu haben. So hart war dieses verdammte Teufelsding.
Inspektor Sinclair sah ein, daß er so gegen die Rocker nicht ankam. Er mußte sich etwas anderes einfallen lassen, wenn er nicht bis morgen früh kämpfen wollte.
John hetzte zum Wagen.
Er mußte an seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole herankommen. Leider lag die im Handschuhfach.
John riß die Wagentür auf. Dabei sah er, daß Bill Conolly wie zu Stein erstarrt auf der Straße stand. Ihn hatte die dämonische Kraft mit voller Wucht getroffen.
John riß das Handschuhfach auf, nahm die Pistole an sich.

Im gleichen Augenblick hatte sich einer der Rocker an den Reporter herangeschlichen. In der nächsten Sekunde würde er Bill das Messer in die Brust rammen.

John wirbelte um die eigene Achse. Er schoß aus der Drehung.

Mit einem peitschenden Laut verließ die Silberkugel den Pistolenlauf. Mit mörderischer Wucht raste das Geschoß dem programmierten Mordroboter in die Brust, zerfetzte die schreckliche Teufelsfratze.

Ein unmenschlicher Schrei drang aus der Kehle des getroffenen Rockers. Eine gelbweiße Qualmwolke puffte auf und legte sich wie ein Tuch über den zusammensinkenden Körper.

John hatte keine Zeit, weiter nachzuschauen, denn schon war der andere heran. Er stieß ein heiseres Wutgebrüll aus und führte einen von unten nach oben gezielten Messerstoß gegen Johns Körper.

Der Inspektor lehnte noch an der offenen Wagentür. Er sah das Messer kommen und warf sich seitlich in den Bentley hinein.

Einen Herzschlag später zersplitterte die Scheibe. Das Messer des Rockers war mit voller Wucht in die Seitenscheibe des Bentleys gedrungen.

Das Sicherheitsglas zerbröckelte, aber kein Laut des Schmerzes drang über die Lippen des Rockers.

John lag noch immer auf dem Vordersitz, also relativ ungünstig, aber immerhin so, daß er mit dem ausgestreckten Arm an das Handschuhfach kommen konnte, wo auch zwei Paar Handschellen lagen.

Denn diesen Rocker wollte John lebend.

Als der Rocker seinen Arm aus der Scheibe zog, donnerte ihm John beide Füße in den Leib.

Der schmerzunempfindliche Mordroboter kippte gegen die hin- und herschwingende Tür. Für einen Augenblick war er abgelenkt.

John sprang auf und riß die Messerhand des Rockers herum. Schon klickte die erste Spange um das Armgelenk.

Da geschah das Entsetzliche.

Der Rocker riß urplötzlich Johns rechten Arm herum. Ein stechender Schmerz zuckte bis in die Schulter des Inspektors. Gnadenlos drehte der Rocker Johns Arm weiter.

Der Inspektor ließ los, bückte sich, um sich dem Griff entgegenzustemmen.

Schon sah er die Mündung der eigenen Pistole auf sich zuschwenken. Nur noch ein paar Zentimeter, und der Schuß würde aufpeitschen und ihn töten.

Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung warf John seinen freien Arm herum, bekam die Tür zu fassen und schmetterte sie dem Rocker gegen den Körper.

Der Mordroboter flog halb in den Wagen, riß John Sinclair mit sich.

Der Inspektor kam auf dem Rocker zu liegen. Noch immer hielt der Kerl seinen Pistolenarm umklammert, doch jetzt zeigte die Mündung auf die Brust des Rockers.

Da drückte John ab.

Die Kugel fuhr genau in die Teufelsfratze.

Der gellende Schrei dröhnte in Johns Ohren. Der Rocker zuckte, bäumte sich auf. Von einem Augenblick zum anderen war die Teufelsfratze verschwunden. Aus einem handtellergroßen Loch in der Brust quoll die stinkende Rauchwolke.

Keuchend warf sich John zurück, zog den Rocker an den Beinen aus seinem Bentley.

Der Körper prallte auf das Pflaster. »John, was ist geschehen?«

Der Geister-Jäger wandte den Kopf. Mit dem Tod des zweiten Rockers war auch Bill Conolly aus seiner Erstarrung erwacht.

John Sinclair stützte sich mit beiden Armen am Dach des Bentleys ab. Er spürte plötzlich, wie er am gesamten Körper zitterte. Dieser Kampf hatte ihn mitgenommen.

Bill legte ihm die Hand auf die Schulter. Der Reporter warf einen scheuen Blick auf den toten Rocker. Die Stelle, wo vorher die Dämonenfratze gewesen war, sah grauenhaft aus. Selbst John, der einiges gewohnt war, blickte weg.

»Komm«, sagte er, »wir müssen uns um das Mädchen kümmern. Ich erkläre dir später, was vorgefallen ist.«

Gemeinsam gingen sie zu der Stelle, wo das Mädchen lag.

John Sinclair zog scharf die Luft ein, als er die Blutlache sah, die sich unter dem Hals des Girls gebildet hatte und langsam im Boden versickerte.

John ging in die Knie, fühlte den Puls.

Er schlug noch, wenn auch nur schwach.

»Sie muß sofort ins Krankenhaus«, sagte John. Vorsichtig hob er die Verletzte hoch.

»Fällt dir nichts auf?« fragte Bill, der die Beine des Mädchens gepackt hielt.

»Ja. Sie trägt einen Taucheranzug. Ich weiß, was du meinst, Bill. Der Brief des Doktors war doch verdammt ernst. Und ich schätze, daß das Girl uns einiges erzählen kann. Vorausgesetzt, daß es durchkommt.«

***

Kalt knallte das Licht der Leuchtstofflampen auf den gefliesten Boden. Zwei weiß gestrichene Wartebänke standen verloren an der Wand. Irgendwo klappten Türen, und wenig später lief eine Krankenschwester mit eiligen Schritten durch den Flur. Ihre Absätze klapperten hohl. Es roch nach Äther und Desinfektionsmitteln. Eben nach Krankenhaus.

John Sinclair und Bill Conolly warteten. Mittlerweile schon eine Stunde. Im Operationssaal kämpften drei Ärzte um das Leben des Mädchens. Es hatte durch den Stich in den Hals sehr viel Blut verloren. John kannte nicht einmal den Namen des Girls.

Die Rocker lagen im Schauhaus. John wollte Spezialisten aus London kommen lassen, damit die sich mit den Leichen beschäftigen konnten. Auf jeden Fall waren die Rocker tot.

Der Polizeigewaltige von Aweshire, ein gewisser Sergeant Riordan, war nicht aufzutreiben gewesen. Weder in seinem Büro, noch zu Hause. Sehr ungewöhnlich, fand John. Allerdings die drei Konstabler die noch zu dem Polizeibezirk gehörten, hatte John munter gemacht. Mehr Polizisten gab es hier nicht.

Aschenbecher waren an den Wänden festgeschraubt. John hatte schon aus lauter Nervosität drei Zigaretten geraucht. Bill Conolly ging es nicht besser. Dicke Ränder unter den Augen zeugten von einer schlaflosen Nacht.

Bill spazierte wie ein gereizter Tiger auf und ab. Die Echos seiner Schritte hallten an den Wänden wider.

»Willst du nicht besser ins Hotel gehen?« fragte John. Er hatte in der Zwischenzeit zwei Zimmer im *Sea-View* bestellt, einem modernen Hotel, direkt am See.

Bill schüttelte den Kopf. »Kommt gar nicht in Frage. Ich warte, bis die Kleine aus…«

Bill verstummte. Schritte waren aufgeklungen. Auch John erhob sich von seiner Bank.

Dann wurde die Schwingtür aufgestoßen. Einer der Ärzte, die das Mädchen operiert hatten, tauchte auf. Sein Gesicht sah bleich und übernächtigt aus.

»Haben Sie eine Zigarette für mich?« fragte er den Inspektor.

»Selbstverständlich.«

John gab dem Mann auch Feuer. Der Arzt nahm ein, zwei Züge und sagte dann mit leiser Stimme. »Höchstwahrscheinlich wird sie durchkommen.«

Inspektor Sinclair und auch Bill Conolly fiel ein Stein vom Herzen. »Ein Glück«, stöhnte Bill.

»Moment.« Der Arzt dämpfte den Optimismus des Reporters. »Ich meine, falls keine Komplikationen eintreten. Das braucht nur ein Schock zu sein. Ein gewisses Erinnern an eine bestimmte Sache…« Der Arzt zuckte mit den Schultern. »Wir haben sie auf jeden Fall in ein Einzelzimmer gelegt. Außerdem steht sie unter ständiger Beobachtung.«

»Danke, Doktor«, sagte John.

»Danken Sie nicht mir, sondern dem Herrgott«, meinte der Arzt, drehte sich um, und verschwand mit müden, schleppenden Schritten.

Bill Conolly stieß seinen Freund in die Rippen. »Komm, alter Junge, ab ins Bett.«

John Sinclair schüttelte den Kopf. »Ich fahre dich zum Hotel, Bill. Ich will noch unbedingt diesen Sergeant kennenlernen.«

Bill lachte. »Ich bin der letzte, der dich daran hindert.«

Riordan bewohnte ein Haus am Ortsrand von Aweshire. John lenkte den Bentley durch die menschenleeren Straßen und hatte nach einigem Hin und Her das Haus gefunden.

Zu Johns großem Erstaunen brannte Licht hinter den Fenstern.

Der Inspektor wartete noch etwas und stieg dann aus. Eine halbe Minute später legte er seinen Zeigefinger auf den Klingelknopf.

Ein Summton war zu hören. Und wenig später hasteten Schritte auf die Haustür zu.

John hatte das Gefühl, daß dieser Mann noch Besuch erwartete. Seltsam…

Die Haustür wurde aufgerissen. In dem Flur brannte genügend Licht, um Riordan erkennen zu können.

Der Sergeant war schon älter. Er hatte dichtes graues Haar und eine rötliche Gesichtshaut. Die Augen waren klein und verschwanden beinahe hinter Fettpolstern. Riordan trug ein verschwitztes Hemd, eine lange Hose, aber keine Schuhe.

John lächelte verbindlich und präsentierte seinen Ausweis. »Ich bin Inspektor Sinclair von Scotland Yard. Sergeant Riordan, wenn ich mich nicht irre.«

»Das stimmt.« Riordan schluckte, und John hatte das Gefühl, daß der Mann plötzlich Angst bekam. »Was wollen Sie denn von mir, Inspektor?«

»Können wir das nicht drinnen besser besprechen?«

»Selbstverständlich. Entschuldigen Sie.«

Riordan führte John in ein Wohnzimmer, zu dem der Ausdruck Kramladen besser gepaßt hätte. Der Geruch von kaltem Zigarrenrauch hing in der Luft.

John setzte sich.

Riordan bot dem Inspektor einen Whisky an, und John sagte nicht nein.

Während der Sergeant einschenkte, meinte er: »Es muß doch einen besonderen Grund geben, weshalb Sie mich zu dieser Stunde aufsuchen.«

John Sinclair griff nach seinem Glas. »Es gibt auch einen, Sergeant.«

Dann berichtete John von den Ereignissen der vergangenen Stunden. Mitten in seine Erzählung hinein schrillte das Telefon.

»Sie entschuldigen mich, Inspektor.«

Riordan nahm ab und hörte ein paar Minuten zu. Schließlich legte er den Hörer auf, ohne groß etwas gesagt zu haben. Sein Gesicht war

schweißnaß. »Es war einer meiner Leute«, sagte er. »Er berichtete das gleiche wie Sie, Inspektor.« Riordan fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht. »Ich kann das immer noch nicht glauben, Inspektor. In Aweshire. Mein Gott, einer Kleinstadt mit Touristenverkehr.«

John winkte ab. »Jammern hilft nichts, Sergeant. Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen.«

Riordan nickte verdrossen. »Sie haben recht, Inspektor.«

John wunderte sich ein wenig, daß der Sergeant gar nicht nach dem Mädchen fragte. Schließlich war sie ja der Dreh- und Angelpunkt der Geschichte.

»Sie wohnen doch sicherlich schon einige Zeit hier in Aweshire«, meinte John.

Riordan nickte. »Fast mein ganzes Leben lang.«.

»Dann kennen Sie auch bestimmt einen gewissen Doktor McGrath.«

Riordan wandte den Kopf. In seinen Augen flackerte es plötzlich, und auf dem Gesicht tanzten hektische rote Flecken. »Ja, ich kenne einen Doktor McGrath.«

John, dem die seltsame Veränderung des Sergeants nicht entgangen war, ließ sich nichts anmerken. »Dieser Dr. McGrath hat dem Yard einen interessanten Brief geschrieben.«

Mit knappen Worten berichtete John Sinclair dem Sergeant vom Inhalt des Schreibens. Und während John sprach, hatte er das Gefühl, daß der Mann ihm gar nicht richtig zuhörte. Immer mehr kam der Inspektor zu der Überzeugung, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zuging.

Schließlich meinte Tim Riordan: »Glauben Sie an die Worte des Arztes? Ich kenne McGrath. Er ist ein älterer Mann und für allerlei Geschichten zugänglich. Nein, ich kann mir nicht vorstellen, daß seine Angaben auf Tatsachen beruhen.«

»Immerhin sind einige Menschen verschwunden«, gab John zu bedenken.

»Mir liegen keine Vermißtenanzeigen vor.«

John Sinclair lächelte. »Gut. Um die Sache abzukürzen, werden wir McGrath selbst fragen. Er hat doch bestimmt Telefon?«

»Wollen Sie um diese Zeit anrufen, Inspektor?«

»Es geht immerhin um Mord«, lautete Johns Antwort.

John erhob sich. »Sie haben sicherlich ein Telefonbuch, Sergeant.«

»Es liegt neben dem Telefon.«

John suchte die Nummer des Arztes und wählte. Nach dem sechsten Klingeln wurde abgehoben. Es meldete sich eine Frauenstimme.

John verlangte Doktor McGrath zu sprechen.

»Der Doktor ist nicht da«, sagte die Frau. »Ich mache mir selbst Sorgen. Normalerweise sagt er immer Bescheid, wenn er die Nacht über wegbleibt.«

John bedankte sich und sagte, er würde später noch einmal anrufen. Dann legte er auf.

»Nun?« fragte Riordan gespannt.

»Doktor McGrath ist nicht zu Hause« erklärte John. »Ich hatte seine Frau am Apparat.«

»Das war seine Haushälterin«, stellte Riordan richtig. »Vielleicht ist er bei einem Kranken«

»Nein!« Johns Stimme klang hart. »Doktor McGrath ist überhaupt noch nicht nach Hause gekommen. Was wird hier gespielt, Sergeant?«

»Wieso? Ich verstehe Sie nicht, Inspektor? Ein Mann kann doch mal eine Nacht über wegbleiben. Das ist nichts Außergewöhnliches.«

»Stimmt«, gab John zu. »Aber immerhin habe ich hier einen Hilfebrief. Und da sieht die Sache schon ganz anders aus. Langsam werde ich nämlich verdammt neugierig. Es ist zum Beispiel auch seltsam, daß Sie erst so spät nach Hause gekommen sind. Wo waren Sie denn vorher?«

Riordan sprang aus seinem Sessel hoch. »Soll das ein Verhör sein, Inspektor?«

»Nein. Ich bin nur an der Wahrheit interessiert.«

»Ich werde Ihnen sagen, wo ich war, Inspektor. Bei Freunden. Wir haben einen draufgemacht, das ist alles. Und deshalb bin ich auch jetzt müde.«

»Keine Angst, ich werde Sie nicht allzu lange aufhalten. Nur – dafür daß Sie einen draufgemacht habe Sergeant, sehen Sie verdammt nüchtern aus. Sie haben doch nicht einen Schluck Alkohol getrunken. Was also soll der Quatsch. Wo waren Sie?«

Johns Stimme hatte sich gesteigert und zeigte all die Härte und Entschlossenheit, zu der der Inspektor fähig war.

Sergeant Riordan war knallrot angelaufen vor Wut. »Gehen Sie, Inspektor. Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus. Ich habe es nicht nötig, mich von Ihnen wie ein Verbrecher behandeln zu lassen. Ich werde mich beschweren.«

John lächelte eisig. »Ich werde gehen, Sergeant Riordan. Aber ich komme wieder. Verlassen Sie sich darauf. Und dann werde ich Ihnen unter Umständen noch unangenehmere Fragen stellen. Gute Nacht. Sergeant.«

John ging zur Tür. Riordan stand mit zu Fäusten geballten Händen in der Diele und blickte ihm nach. Sein Gesicht war haßverzerrt. In diesen Augenblicken schwor er sich, den verdammten Inspektor umzubringen.

John schlug die Tür hart hinter sich zu. Als er den Wagen aufschloß, stand sein nächstes Vorgehen schon fest. Er würde Doktor McGraths Haushälterin einen Besuch abstatten. Wahrscheinlich konnte ihm die Frau mehr sagen. Die Adresse hatte John vorhin dem Telefonbuch

entnommen.

Sergeant Riordan stand noch lange hinter dem Fenster. Er hatte sein Gesicht gegen die Scheibe gepreßt. Es war nur noch eine Grimasse aus Wut und Haß.

Dann wandte sich Tim Riordan ab und ging zum Telefon. Mit zitternden Fingern wählte er eine bestimmte Nummer.

Sie gehörte Doktor Tod…

***

Um diese Stunde glich der Zeltplatz einem Friedhof. Nur das Geräusch der Wellen war zu hören, wenn sie gegen den schmalen Sandstrand klatschten.

Die Menschen schliefen. Eine sanfte Brise säuselte über die Zelte und ließ Wimpel und Planen flattern.

Doch das friedliche Bild täuschte.

Der Tod war schon unterwegs!

In Gestalt von sechs Rockern, die alle das gräßliche Teufelsmal auf der Brust trugen.

Auch sie wollten ihr Opfer für das Monster holen!

Messer blitzten in ihren Händen. Wie helle Flecke leuchteten die Gesichter der Rocker im Mondlicht.

Und auf den Oberkörpern grinsten die Teufelsfratzen. Die Rocker waren zu tätowierten Mordrobotern geworden, die unter allen Umständen ihren Auftrag ausführen wollten.

Es war bereits kurz nach Mitternacht, und sie mußten sich beeilen, denn noch in dieser Nacht sollte das Grauen über den Touristenort Aweshire kommen.

Die ersten hatten bereits die Zelte erreicht. Wie gestaltlose Schatten huschten sie durch die schmalen Gänge. Ab und zu blieben sie lauschend stehen.

Doch niemand hatte sie gehört.

Alle waren ahnungslos.

Die Blicke der Rocker tasteten über den Zeltplatz. Plötzlich stieß einer von ihnen ein leises Zischen aus. In dem Holzhaus des Zeltplatzwärters war Licht aufgeflammt.

Dieser Mann war für Ruhe und Ordnung auf dem Campingplatz verantwortlich. Mehrmals in der Nacht drehte er seine Runden, und schon manches Mal hatte er einen Dieb auf frischer Tat erwischt.

Die Tür des Holzhauses wurde aufgezogen.

Die Rocker verständigten sich mit einem Blick. Dieser Mann sollte das Opfer werden. Wie Schemen huschten die Rocker zwischen den Zelten in Deckung.

Der Wärter ahnte nichts. Sorgfältig schloß er seine Tür ab und ging dann über den mit Kies bestreuten Weg hinüber zum Zeltplatz.

In der rechten Hand hielt er eine Taschenlampe, die er ab und zu kurz aufflammen ließ. Um die Hüfte trug er ein Koppel, an dem ein Schlagstock hing. Der Stock war aus Hartgummi und ziemlich fest.

Wie eine riesige dunkelblaue Fläche lag der See vor dem Wärter. Die Wellen klatschten gegen den Strand, und dann und wann zeichnete das Mondlicht silberne Reflexe auf die sich kräuselnde Oberfläche.

Der Wärter hatte einen ruhigen Tag hinter sich. Es war nichts Außergewöhnliches geschehen, und selbst die Gruppe Jugendlicher aus London hatte sich ruhig verhalten.

Schon hatte der Wärter die ersten beiden Rocker hinter sich im Rücken.

Die Mordroboter hockten im Schatten einer Zeltwand und beobachteten den Mann aus funkelnden Augen.

Zwei andere schlichen indessen zum Strand. Dicht vor die auslaufenden Wellen legten sie sich auf den Boden. Unter halb geschlossenen Augen beobachteten sie, wie der Wärter näherkam.

Er mußte sie entdecken!

Es geschah nach genau zwei Minuten.

Der Zeltplatzwärter stieß plötzlich einen überraschten Ruf aus und beschleunigte seine Schritte. Er hatte die Taschenlampe angeknipst. Der Lichtstrahl huschte über den Boden und blieb schließlich an den Rockern hängen.

»Verdammtes Pack!« knurrte der Wärter. Er hatte sofort erkannt, daß die Rocker nicht zu den Campern gehörten.

»He, kommt hoch, zum Teufel! Oder soll ich euch Beine machen?« Der Wärter leuchtete mit der Lampe genau in die Gesichter der beiden Rocker.

Der erste öffnete die Augen.

»Aufstehen!« bellte der Wärter. »Wenn du pennen willst, dann geh woanders hin!«

Der Wärter war ein relativ kräftiger Mann, und er traute sich ohne weiteres zu, es mit zwei Rockern aufzunehmen.

Der Rocker drehte sich zur Seite. Dabei klaffte seine Jacke auf der Brust auseinander.

Die Teufelsfratze starrte den Wärter an!

»He, was soll…«

Die weiteren Worte blieben dem Wärter im Hals stecken. Das gräßliche Brandmal begann plötzlich tiefrot zu leuchten. Magische Strahlen gingen von den Augen aus und bannten den Wärter auf die Stelle.

Die beiden Rocker standen auf.

»Dreh dich um!« zischten sie und kicherten.

Der Wärter gehorchte wie unter einem Zwang.

Dort standen sie. Vier weitere Rocker. In ihren Händen blitzten lange

Messer. Die Rocker hatten sich angeschlichen, während er mit den anderen zwei gesprochen hatte.

Plötzlich wurde dem Wärter die Kehle trocken. Die Teufelsfratzen, die auch die anderen vier trugen, verschwammen vor seinen Augen, zerflossen zu einem blutroten Nebel.

Mit brutaler Deutlichkeit wurde dem Wärter bewußt, daß sein Tod eine beschlossene Sache war.

Die vier Rocker kamen näher. Der Kies knirschte unter ihren Sohlen.

Die Hände mit den Messern hatten sie vorgestreckt.

Unwillkürlich wich der Wärter zurück. Ein, zwei Schritte.

Da bohrte sich etwas Spitzes in seinen Rücken, durchtrennte sein Hemd und ritzte die Haut.

Die anderen beiden! Er hatte sie völlig vergessen!

Stocksteif blieb der Wärter stehen.

Ein leises Lachen klang hinter ihm auf. Es war das Letzte, was der Mann in seinem Leben hörte, denn einen Herzschlag später bohrte sich der Stahl in seinen Rücken.

Der Wärter starb im Stehen.

Sofort sprangen zwei Rocker hinzu und hielten ihn fest. Der Mörder zog die Klinge aus dem Rücken und wischte sie ab.

Dann hoben die Rocker die Leiche hoch, gingen mit ihr zum Wasser. Ein anderer hatte bereits eines der vielen Boote losgetäut. Sie legten die Leiche hinein. Die Hälfte der Rocker stieg ebenfalls zu. Sie wollten dem Dämon das letzte Opfer bringen…

***

Doktor Tod hatte in dieser Nacht keinen Schlaf gefunden. Zuviel stand auf dem Spiel. Heute, in wenigen Stunden, würde es sich entscheiden.

Wieder hatte Doktor Tod einen Sieg errungen. Der Mann, der die Menschheit bis aufs Blut haßte und sich der Hölle verschworen hatte, wollte endlich seinen Triumph.

Das Monster würde kommen. Und mit ihm die sieben Leichen. Aweshire würde unter Panik und Grauen ersticken. Als erstes stand das Hotel *Sea-View* auf der Liste der Monster. Hier würden sie ihren grausamen Feldzug beginnen.

Mitten in Doktor Tods Überlegungen hinein schrillte das Telefon. Der Menschenhasser sprang auf und griff nach dem Hörer.

Einer seiner Diener, Sergeant Riordan, war am Apparat.

Mit hastigen Worten sprudelte er seinen Bericht hervor. Doktor Tods Gesicht veränderte sich von Sekunde zu Sekunde. Flammender Haß loderte in seinen Augen. Was Riordan erzählte, brachte ihn an den Rand der Weißglut.

Inspektor Sinclair, sein Todfeind, war aufgetaucht!

Mit Schrecken dachte Dr. Tod an die Szene auf dem Rummelplatz, als John Sinclair ihn gedemütigt hatte.
Und jetzt war er wieder da!
»Leg ihn um, Riordan!« zischte Doktor Tod. »Leg dieses Schwein um! Und dann bring mir seine Leiche!«
Wütend knallte Doktor Tod den Hörer auf die Gabel. Minutenlang stand er bewegungslos. Dann zischte er: »Diesmal gewinnst du nicht, John Sinclair…«

***

Mit taumelnden Bewegungen trudelte der tote Campingplatz-Wärter in die Tiefe. Und wie von unsichtbarer Hand gelenkt wurde er auf die versunkene Stadt getrieben.
Die anderen sechs Opfer erwarteten ihn bereits.
Sieben Opfer mußten es sein. Jetzt war die Zahl erreicht. Der Fluch war gelöscht!
Und hier – in der Tiefe des Sees – erwachte der Wärter wieder zu schaurigem Leben, damit er dem höllischen Monster dienen konnte, das ein uralter Fluch lange Zeit zur Untätigkeit verdammt hatte. Nie hatte es diesen See verlassen können – bis heute…
Die sieben Schreckensgestalten formierten sich zu einer Reihe. Dann begannen sie zu schwimmen. Mit ruckhaften Bewegungen. Es war mehr ein Dahingleiten durch die dunkle Tiefe des Sees.
Die sieben Leichen schwammen zu einer Höhle. Dunkel und riesengroß gähnte ihnen der Eingang entgegen.
Sie schwammen in den Schlund.
Kein Lichtstrahl drang bis in diese Tiefe vor. Pechschwarz war die Finsternis, und doch fanden sich die sieben Leichen zurecht, als wäre es heller Tag.
Plötzlich geriet vor ihnen das Wasser in Bewegung. Strömungen und Strudel entstanden. Sand quirlte auf. Wie Puppen wurden die Leichen durcheinander geworfen.
Das Monster war unterwegs!
Endlich konnte es den See verlassen. Bisher hatte es sich nur ein paarmal an die Oberfläche gewagt. Einmal war es von einer jungen Frau gesehen worden, dessen Freund es sich geholt hatte. Aber jetzt war alles anders. Jetzt konnte es an Land, in die Stadt, deren Menschen dem Tod geweiht waren…

***

Mrs. Kilrain, Dr. McGraths Haushälterin, war eine ältere Frau mit einer dicken Hornbrille auf der runden Nase. Die Augen hinter den Gläsern sahen besorgt aus.
»Ich verstehe das nicht, Inspektor«, sagte sie. »Der Doktor war immer pünktlich, und dann passiert so etwas.«

John lehnte sich in dem hohen Ohrensessel zurück. Es war schon weit nach Mitternacht, und Mrs. Kilrain hatte erst einmal einen starken Kaffee aufgebrüht.

»Meinen Sie, daß es sich noch lohnt zu warten?« fragte die Haushälterin besorgt.

John nahm einen Schluck Kaffee. »Mrs. Kilrain, was ich Ihnen jetzt sage, wird ein Schock für Sie sein. Sie müssen mit dem Schlimmsten rechnen.«

Mrs. Kilrains Augen weiteten sich. »Heißt das, daß er…«

»Ja. Unter Umständen ist Doktor McGrath gar nicht mehr am Leben.«

»Mein Gott.« Die Haushälterin vergrub das Gesicht in den Händen. »Aber warum? Doktor McGrath hat in seinem Leben nur Gutes getan. Er hat allen geholfen, war bekannt, beliebt. Es gibt keinen Grund, ihn umzubringen.«

John zündete sich eine Zigarette an. »Doch, Mrs. Kilrain, es muß einen Grund geben. Schließlich hat uns Dr. McGrath einen Brief geschrieben.«

»Ach, den Brief.«

»Wissen Sie davon?« fragte John schnell.

Mrs. Kilrain nahm ihre Brille ab und putzte sich die Augen mit einem Taschentuch trocken. »Der Doktor hat mir davon erzählt. Er sprach von Leuten, die verschwunden sind, ja, und nie mehr auftauchten.«

»Hat er genauere Erklärungen abgegeben, Mrs. Kilrain?« wollte John wissen. »Überlegen Sie jetzt gut. Jedes Wort kann wichtig sein. Versuchen Sie sich zu erinnern.«

»Er brachte das Verschwinden der Leute mit einem uralten Fluch in Verbindung. Dr. McGrath interessierte sich sehr für die Geschichte der näheren Umgebung. Er setzte alles ein, um mit seinen Forschungen voranzukommen. Und dann stieß er auch auf diese Stadt, die vor langen Jahren versunken ist. Es war ein heidnisches Volk, was dort lebte. Und die Menschen brachten einem Dämon ihre Opfer. Bis es dem Herrgott zuviel wurde, und er die Stadt versinken ließ. So erzählt es die Sage. Und damit das Monster nie mehr auftauchte, wurde es durch einen Fluch gebannt. Sollte dieser Bann doch je gebrochen werden, dann gibt es immer noch ein Mittel, mit dem der Gerechte dem Monster zu Leibe rücken kann. Das ist der silberne Pfeil in der Armbrust.«

John Sinclair hatte konzentriert zugehört. »Dr. McGrath hat die Geschichte geglaubt?« fragte er.

»Selbstverständlich. Es ist ja auch tatsächlich etwas dran. Diese versunkene Stadt gibt es.«

»Auch die Armbrust?«

»Ja, auch die.« Mrs. Kilrain nickte eifrig. »Der Doktor hat mal davon gesprochen, daß sie in unserem Heimatmuseum ausgestellt ist. Viele

haben sie schon bewundert, aber niemand hat die wahre Symbolik dieser Waffe gekannt. Ich glaube, daß nur Doktor McGrath davon wußte.«

John Sinclair war längst klar, daß er diese Armbrust haben mußte. Und zwar noch in dieser Nacht.

»Wer hat den Schlüssel zu dem Museum?« fragte John.

»Aber Inspektor. Sie wollen doch nicht…«

»Doch, Mrs. Kilrain. Ich will nicht nur, ich muß sogar. Wenn ich bis morgen warte, kann es bereits zu spät sein. Also, wer hat ihn?«

»Der Museumsdiener ist der alte Flaherty.«

John stand auf. »Dann nichts wie hin.«

Der Inspektor hatte zwar seine mit Silberkugeln geladene Pistole, aber er wußte auch aus Erfahrung, daß es manchmal einer bestimmten Waffe bedurfte, um einen gewissen Dämon zu bekämpfen. Bei den Teufelsmönchen war es der Kelch des Feuers gewesen, hier brauchte er die geweihte silberne Armbrust.

***

Das Museum lag am Ende der Altstadt. Es war am Hang gebaut, inmitten kleiner, verschachtelter Häuser.

John kam mit dem Wagen nicht hin. Er mußte ihn unten an der Straße stehen lassen. Eine Steintreppe führte zu dem Museum hoch. Sie war zu beiden Seiten durch ein kunstvoll geschmiedetes Eisengeländer gesichert.

Mrs. Kilrain war mitgefahren, denn sie kannte den alten Flaherty sehr gut.

Der Museumsdiener wohnte unter dem Dach des Gebäudes. Zwei kleine Zimmer reichten ihm dort.

Es gab eine alte Klingel.

»Hoffentlich ist er zu Hause«, meinte Mrs. Kilrain, als sie auf den Knopf drückte.

John zuckte die Achseln. »Wenn nicht, muß ich die Tür aufbrechen.«

Die Haushälterin sah ihn nur an.

Flaherty war zu Hause. Schon nach kurzer Zeit wurde oben ein Fenster geöffnet, und ein Kopf sah nach draußen.

»Verdammt noch mal«, tönte eine krächzende Stimme. »Kann man denn nicht einmal in Ruhe schlafen?«

»Mach auf, Flaherty«, rief Mrs. Kilrain, »es ist wichtig.«

»Sarah, du?« John hörte einen erstaunten Ausruf. Es folgten ein paar gemurmelte Worte, und der Kopf verschwand.

»Das ging ja gut«, sagte die Haushälterin.

John lächelte zuversichtlich. Innerlich war er nervös. Die Zeit lief ihm davon. Er ahnte, daß es in den nächsten Stunden zu einer Entscheidung kommen würde.

Schließlich tauchte der alte Flaherty auf. Der Museumsdiener war ein mickriges Männchen mit einem zerknitterten Gesicht und einer randlosen Brille. Er trug einen abgewetzten Morgenmantel, unter dem die Beine einer gestreiften Schlafanzughose hervorschauten. Seine Füße steckten in Filzlatschen.

Um das Verfahren abzukürzen, zückte John Sinclair seinen Ausweis. Flaherty bekam große Augen.

»Scotland Yard?« murmelte er. »Ja, zum Teufel, was habe ich denn angestellt?«

»Sie gar nichts«, sagte John schnell. »Aber wir brauchen Ihre Hilfe.«

»Wüßte nicht, womit ich Ihnen helfen könnte, Inspektor. Bei mir hat sich kein Mörder versteckt.«

»Ich will auch keinen Mörder fangen«, erwiderte John und schob sich an dem Mann vorbei in das Innere des Museums. »Wo hängt die Armbrust?«

»He, he, Inspektor«, rief der alte Flaherty und rannte John auf seinen kurzen Beinen nach.

Der Inspektor wandte sich um. »Stellen Sie jetzt keine großen Fragen, Mr. Flaherty. Ich brauche die Armbrust und den silbernen Pfeil. Erklärungen gebe ich Ihnen später.«

»Aber ich…«

John sah den Alten an, und dieser verstummte.

»Kommen Sie mit«, sagte Flaherty.

Er schlurfte vor John durch die Räume. Es roch muffig und nach Bohnerwachs. Flaherty hatte überall Licht gemacht. John sah die vielen Zeugen der Vergangenheit. Es waren zumeist Steine und Tonwaren. Aber auch nachgebildete Urtiere und alte Häuser gab es.

Vor einem an der Wand hängenden Glaskasten blieb der alte Flaherty schließlich stehen.

»Da ist sie«, sagte er.

John blickte nachdenklich durch die Scheibe. Die Armbrust war nicht aus Silber, sondern aus Holz. Die Sehne war nicht brüchig geworden, wie John auf den ersten Blick feststellen konnte, und Schaft und Kolben glänzten matt.

Daneben hing ein aus Korb geflochtener Köcher. Und in ihm steckte ein silberner Pfeil. Das Silber war längst angelaufen und glänzte kaum noch. Trotzdem hatte es von seiner Wirkung nichts verloren.

»Schließen Sie auf«, sagte John zu dem Museumsdiener.

Der alte Flaherty blickte den Inspektor aus großen Augen an. »Sie wollen die…«

»Ich will Ihre Armbrust nicht stehlen, sondern sie mir nur ausleihen. Und das aus einem ganz bestimmten Grund, den ich Ihnen hinterher sagen werde.«

Flaherty verstand nichts mehr. Er sah Mrs. Kilrain an, die jedoch nur

die Schultern hob.

»Wenn Sie meinen, Inspektor.«

Flaherty holte sein Schlüsselbund aus der Tasche des Morgenmantels und schloß den großen Glaskasten auf. Die Armbrust hing auf zwei Haken.

Behutsam nahm John sie herunter. Die Waffe war schwerer als er angenommen hatte. An zwei Ösen war ein Lederriemen befestigt, so daß John sich die Armbrust über die Schulter hängen konnte. Den Köcher hängte er über die andere Schulter.

»Kommen Sie«, sagte der Inspektor zu Mrs. Kilrain.

John setzte sich eiligen Schrittes in Bewegung. Der Museumsdiener rannte hinter ihm her. »Wann bekomme ich sie denn zurück? Ich muß schließlich eine Meldung machen.«

»Spätestens morgen« sagte John. »Nein, heute«, verbesserte er sich mit einem Blick auf die Uhr.

John ging nach draußen und lief die Treppe hinunter. Die Armbrust hatte ein ganz schönes Gewicht, und John dachte mit Schaudern daran, daß er wahrscheinlich tauchen mußte, um dem Monster den Garaus zu machen. Der Inspektor hatte sich schon innerlich auf einen Kampf in der Tiefe des Sees eingestellt.

Der Bentley stand noch so dort, wie John ihn verlassen hatte. Der Inspektor schloß die Tür auf und legte die Armbrust auf den Rücksitz.

Er wollte sich gerade hinter das Steuer klemmen, als er zufällig einen Blick zur Treppe warf.

Dort war Mrs. Kilrain auf der vorletzten Stufe stehen geblieben. Sie sah an John vorbei und hob plötzlich den Arm, um jemandem zuzuwinken.

»Hallo, Sergeant Riordan«, rief sie. »Kommen Sie her, wir haben eine interessante Entdeckung gemacht, die Sie bestimmt interessieren wird.«

John wandte den Kopf.

Es war tatsächlich der Sergeant. Mit schneller Schritten kam er die enge Straße hoch.

Mrs. Kilrain hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, um in den Wagen zu klettern.

In dem Moment passierte der Sergeant den Lichtkreis einer Laterne. Und John sah das Metall in der Hand des Polizisten funkeln.

In Sekundenschnelle ahnte er die Zusammenhänge. Riordan war gekommen, um ihn zu töten.

Da riß der Sergeant schon den Arm mit der Waffe hoch…

***

John Sinclair reagierte sagenhaft schnell.

Er warf sich nach rechts und stieß im Fall Sarah Kilrain zur Seite. Die

Frau schrie auf und knallte zu Boden.
Da peitschten schon die Schüsse.
Die Kugeln pfiffen über John hinweg und ratschten an dem Dach des Bentleys entlang.
John rollte sich um die eigene Achse.
Wieder zerrissen Schußdetonationen die Stille.
Hautnah prallten die Kugeln neben John auf das Kopfsteinpflaster des schmalen Bürgersteiges und sirrten als Querschläger davon.
Mrs. Kilrain schrie markerschütternd. Von oben rannte der Museumsdiener die Stufen herab.
John Sinclair schnellte hoch. Er rief Flaherty eine Warnung zu und tauchte in Deckung des Bentleys.
Riordan feuerte weiter. Wie ein Wahnsinniger. Dabei drangen aus seinem Mund schrille, abgehackte Schreie.
John hatte seine Pistole gezogen. Er hätte Riordan aus seiner Deckung erschießen können, aber er wollte den Mann lebend.
Mrs. Kilrain hatte aufgehört zu schreien. Auf allen vieren kroch sie auf die Treppenstufen zu.
Der Sergeant setzte sich jetzt in Bewegung. Noch immer hielt er seine Waffe in der Hand.
John sprang hinter dem Bentley hervor.
»Weg mit der Waffe!« gellte seine Stimme.
Riordan kreiselte herum, sah den Inspektor und wollte feuern.
John schoß um den berühmten Sekundenbruchteil früher. Seine Pistole bellte auf, und die Silberkugel fuhr dem Polizisten ins Bein.
Wie ein Sack fiel Riordan auf die Erde. Er wälzte sich auf den Rücken, zog das rechte Bein an und umklammerte die getroffene Stelle. Dabei hielt er die Waffe noch in den Händen.
John lief auf ihn zu.
Riordan sah ihn kommen und versuchte sich aufzurichten.
»Bleiben Sie liegen!« zischte John, »und lassen Sie endlich die verdammte Pistole fallen.«
Der Sergeant dachte gar nicht daran. Er winkelte plötzlich den Arm an, und ehe John eingreifen konnte, hatte er abgedrückt.
Aber nicht auf den Inspektor, sondern er selbst hatte sich die Kugel in die Brust geschossen.
Mit einem erstickten Seufzer fiel Riordan zurück. Sein Hinterkopf schlug hart auf den Stein.
John Sinclair murmelte eine leise Verwünschung und kniete neben dem Mann nieder.
Noch lebte Riordan, aber selbst ein Laie konnte erkennen, daß es bald mit ihm zu Ende gehen würde.
»Soll ich einen Krankenwagen rufen?« fragte hinter Johns Rücken die zittrige Stimme des Museumsdieners.

»Nein, höchstens einen Leichenwagen.«

Der Inspektor beugte sich über den Sterbenden. Blanker Haß stand in den Augen des Sergeanten. John hatte selten erlebt, daß jemand in der Sterbestunde noch seinen Haß bewahrte.

Trotzdem versuchte er es.

»Erleichtern Sie Ihr Gewissen, Riordan. Wer hat Sie zu der Tat angestiftet? Das ist doch nicht in Ihrem Kopf entstanden. Sagen Sie es mir.«

Riordan keuchte. Blutiger Schaum legte sich auf seine Lippen. »Ich… wollte es tun, aber Sie… Sie waren stärker.« Riordan machte eine Pause. Sein Körper bäumte sich unter schrecklichen Schmerzen auf. Dann öffnete der Sergeant noch einmal den Mund. »Mich haben… Sie besiegt, Inspektor. Aber… er… er… ist stärker als Sie…«

»Wer ist stärker als ich?« drängte John. »Wer? Reden Sie, Riordan.«

Noch einmal hob der Sergeant den Kopf und nahm alle Kraft zusammen. »Es ist… es ist… Doktor Tod…!«

Mit dem letzten Wort erlosch auch das Leben in dem Körper des Sergeanten.

John Sinclair aber hockte dort wie erstarrt. Die letzten Worte des Toten hämmerten in seinem Schädel.

Doktor Tod! Sein Supergegner war wieder aufgetaucht. Er hätte es sich denken können. Wo Angst und Schrecken um sich griffen, war dieser Menschenhasser nicht mehr weit.

Aber wo sollte John ihn finden? Wußten die Menschen hier in Aweshire überhaupt von seiner Existenz? Wahrscheinlich ahnten sie nicht, in welcher Gefahr sie schwebten.

John Sinclair stand langsam auf. Als er sich umdrehte, kam Flaherty auf ihn zu.

»Der Mann wird abgeholt«, sagte er und seine Stimme zitterte.

»Gut.« John zündete sich eine Zigarette an und steckte seine Waffe wieder weg. »Sie wissen ja Bescheid, Mr. Flaherty. Ich kann leider nicht hierbleiben. Sagen Sie den Beamten, daß ich später einiges erklären werde.«

Der Museumsdiener nickte nur.

John Sinclair ging zu seinem Wagen, wo Mrs. Kilrain bereits auf ihn wartete. In ihrem Gesicht stand noch der Schrecken zu lesen, den sie empfunden hatte. Ihr Knie blutete. Sie hatte es sich bei dem Sturz aufgeschrammt.

John schnippte die Zigarette weg und schob die Frau behutsam in den Wagen. »Ich fahre Sie nach Hause.«

Der Inspektor setzte sich hinter das Lenkrad. Mrs. Kilrain hatte den Kopf gesenkt und starrte vor sich hin. »Warum hat er das getan?« fragte sie mit tonloser Stimme.

»Ich weiß es nicht«, log John. »Am besten ist, Sie nehmen ein

Schlafmittel und legen sich ins Bett. Ich versichere Ihnen, es geht alles in Ordnung.«

Sanft fuhr der Bentley an. Erst jetzt begegneten ihnen einige Menschen, die von den Schüssen aufgeschreckt worden waren. Hoffentlich konnte der alte Flaherty sie beruhigen.

Immer wieder mußte John Sinclair an Doktor Tod denken. Daß dieser Mann wieder hinter allem steckte, machte die Sache noch schlimmer. John dachte auch an die Rocker und wußte jetzt, daß Doktor Tod es gewesen war, der diese Menschen zu Mordrobotern programmiert hatte.

Der Inspektor fragte sich, wieviele Rocker noch in Aweshire herumliefen. Je länger er über die Probleme nachdachte, um so größer kam ihm die Gefahr vor, und John Sinclair fühlte sich plötzlich dem Grauen gegenüber unsagbar hilflos.

»Wir sind da«, sagte Mrs. Kilrain. Im gleichen Moment stutzte sie. »In der Wohnung brennt ja Licht«, sagte sie.

Auch John wurde mißtrauisch. »Haben Sie es vielleicht brennen lassen?« fragte er vorsichtshalber.

»Nein. Ich weiß ganz bestimmt, daß ich es überall ausgeknipst habe. Aber vielleicht ist Dr. McGrath zurückgekommen.«

»Ja, das ist eine Möglichkeit«, gab John zu, obwohl er selbst daran nicht glaubte. Aber noch war nicht bewiesen, daß Doktor McGrath nicht mehr lebte.

»Ich gehe sicherheitshalber mit rein« sagte John.

Sie stiegen aus. Der Inspektor lockerte die Waffe in seiner Halfter.

Sie gingen durch den kleinen Vorgarten des Hauses, und Sarah Kilrain schloß die Tür auf.

Schon in der kleinen Diele kam ihnen der Mann entgegen.

»Doktor McGrath«, rief die Haushälterin und blieb vor Überraschung stocksteif stehen.

Auch John war überrascht. Er wunderte sich nur, denn der Arzt sagte keinen Ton. Auch sah sein Gesicht seltsam bleich und aufgedunsen aus. Außerdem störte ihn der Geruch, der in dem Raum lag. Es roch irgendwie nach fauligen Pflanzen, nach Moder…

Da drehte sich der Arzt ein wenig zur Seite. Und in der gleichen Sekunde wußte John, was mit ihm los war.

In der Brust des Arztes klaffte ein Loch, eine Wunde.

Dr. McGrath war eine lebende Leiche…

***

Erst jetzt sah sich John Dr. McGrath genauer an. Seine Kleidung war feucht. Sie strömte den widerlichen Geruch aus. McGrath hatte die Augen verdreht. Das Gesicht war aufgedunsen und zeigte weiße Flecken. Die Finger waren zu Krallen gebogen – und, was John

vollends davon überzeugte, daß er hier eine Leiche vor sich hatte: McGrath atmete nicht!

Noch hatte Sarah Kilrain nicht richtig begriffen, was mit dem Arzt los war. Sie tat einen Schritt vorwärts, wollte auf den lebenden Leichnam zugehen…

John hielt sie im letzten Augenblick zurück. »Keinen Schritt!« zischte er.

»Aber…«

»Los, in das Zimmer!«

Rechts von sich sah John eine braungestrichene Tür. Er zog sie auf und schob Sarah Kilrain in das dahinterliegende Zimmer. »Hier bleiben Sie erst mal.«

John zog die Tür wieder zu. Der lebende Leichnam drehte sich schwerfällig um, starrte John Sinclair direkt an.

Der Inspektor zog seine mit Silberkugeln geladene Pistole. Er zielte genau. Es gab keine andere Möglichkeit, diesen lebenden Toten aufzuhalten. John mußte ihn erschießen. Mit der geweihten Kugel. Nur dann fand der Tote endgültig seine Ruhe.

Im gleichen Augenblick hörte John den Schrei.

Der Inspektor verharrte. Leicht geduckt stand er da, lauschte. Kein Zweifel, der Schrei war aus dem Zimmer gekommen, in das er Mrs. Kilrain geschickt hatte.

John Sinclair riß die Tür auf.

Zuerst sah er nichts, hörte nur wimmernde Geräusche. Johns Hand tastete nach dem Lichtschalter…

Da spürte er etwas Feuchtes, Kaltes auf seinen Fingern.

Die Hand des Toten!

John Sinclair vereiste.

Die Totenfinger packten gnadenlos zu, drückten Johns Handgelenk zusammen.

Wieder hörte er die Frau wimmern.

John Sinclair kämpfte. Der Tote besaß übermenschliche Kräfte. Er war mit Faustschlägen nicht zu stoppen.

Das Wimmern der Frau endete in einem erstickten Röcheln. Das Geräusch ging John Sinclair durch Mark und Bein. Wenn er in der nächsten Sekunde nicht etwas unternahm, war die Frau verloren!

Noch einmal sammelte John alle Kräfte. Der Tote hatte ihm den Arm zurückgedreht. John stand in einer gebückten Haltung.

Noch war sein rechter Arm frei. Er bog ihn zurück, so daß die Mündung der Pistole über seine Schulter zeigte.

Inspektor Sinclair zog durch.

Er spürte den Rückschlag der Pistole und hörte, wie die Kugel gegen eine weiche Masse klatschte.

Sofort ließ der Druck an Johns linkem Arm nach. Er konnte sich

wieder frei bewegen.

Der Geister-Jäger kreiselte herum, berührte mit dem Handballen den Lichtschalter.

Die Lampe an der Decke glühte auf. John brauchte vielleicht eine Sekunde, um das in sich aufzunehmen, was er sah.

Mrs. Kilrain lag auf dem Boden. Über ihr hockte eine schon halb verweste Gestalt und hatte die knochigen Hände um die Kehle der Frau gelegt.

John Sinclair flog quer durch das halbe Zimmer. Seine Absätze rammten den Kopf des Toten.

Die Gestalt wurde zur Seite geworfen, ließ den Hals der Frau aber nicht los.

John machte kurzen Prozeß.

Blitzschnell setzte er dem Toten die Pistole gegen die Schläfe. Ein Schuß reichte.

Die Wucht des Einschlages schleuderte den schon halb skelettierten Schädel zur Seite. Die Hände lösten sich von dem Hals der Frau.

Behutsam hob John Sinclair die ohnmächtige Haushälterin hoch. Er brachte sie in ein anderes Zimmer und legte sie dort auf eine Couch.

Dann ging er zu den Toten zurück und überzeugte sich davon, daß er ihnen endgültig den Garaus gemacht hatte. Anschließend schloß John das Zimmer ab.

Aber noch etwas anderes war ihm klargeworden. Der Dämon hatte bereits seine Vorboten geschickt. Bestimmt war auch er schon aus seinem jahrhundertealten Schlaf erwacht, und der Bann des Fluches war gebrochen.

Das hieß: für John Sinclair wurde es höchste Zeit.

Der Inspektor hastete zurück in das Wohnzimmer, in dem Mrs. Kilrain lag.

Sie kam gerade wieder zu sich.

John schilderte der Frau mit ein paar Worten das Nötigste und riet ihr, sich solange, bis alles vorbei war, bei einer Verwandten einzuquartieren.

Sarah Kilrain wollte Johns Rat beherzigen.

John verabschiedete sich hastig und kehrte zu seinem Bentley zurück.

Eine Minute später rollte er schon in Richtung See. John Sinclair wollte sich dem Ungeheuer stellen…

***

Die Zeltplane riß wie billiger Stoff!

Erschreckt fuhr das Pärchen auseinander. Das Mädchen sah einen drohenden Schatten im Zelteingang stehen und schrie gellend auf. Sie trug nur einen Slip und versuchte mit beiden Händen ihre Brüste zu

bedecken.
Der junge Mann handelte.
Er dachte sofort an einen Spanner oder einen Überfall und griff zu der kleinen Gaspistole, die unter der Luftmatratze lag.
Die lebende Leiche blieb stehen. Modergeruch erfüllte das Halbdunkel des Zeltes. Noch waren nur die Umrisse der Gestalt zu erkennen, noch wußten die beiden jungen Leute nicht, was auf sie zukam.
»Bleiben Sie stehen!« brüllte der Mann, während seine Freundin hastig nach einem Pullover griff und ihn überstreifte.
Kein Laut drang aus dem Mund des Unheimlichen. Er glotzte die beiden Menschen nur an.
Der Junge griff mit der freien Hand nach der Taschenlampe, knipste sie an.
Wie ein Speer fuhr der Lichtstrahl durch das Halbdunkel – und…
Das nackte Entsetzen sprang die beiden Menschen an.
Der Eindringling hatte kein Gesicht mehr!
Bleiche Knochen schimmerten im Licht der Lampe. Zahnstümpfe waren in einem halbgeöffneten Mund zu sehen. Die Kleidung des Unheimlichen war zerrissen. Zum Teil klebte sie an den blanken Knochen des Körpers.
Der junge Mann zog automatisch den Abzug der Pistole durch. Die Gaspatronen zerplatzten. Ätzender Qualm breitete sich aus, und dem Mann wurde plötzlich klar, daß diese Schüsse das Monster nicht abschrecken konnten.
»Lauf weg, Ginny!« keuchte er. »Lauf weg!«
Ginny begann zu schreien und weinen. Das Gas trieb beiden die Tränen wie Sturzbäche aus den Augen. Eine graue Nebelwand lag in dem Zelt.
Da warf sich das Monster vor.
Der Junge sah auf einmal die wuchtige Gestalt auftauchen und spürte den mörderischen Schlag, mit dem ihm die Lampe aus den Fingern gefegt wurde. Sie brannte auf dem Boden weiter. Doch das bekam er gar nicht mehr mit.
Der Tote stürzte sich auf ihn. Knochenfinger tasteten nach seiner Kehle, drückten gnadenlos zu.
»Ginny… weggg… ahhh…« Das waren die letzten Worte, die der junge Mann herausbringen konnte.
Ginny, die der Schock bisher gelähmt hatte, sprang auf. Automatisch griff sie zu den Jeans und jagte dem Zeltausgang zu.
Eine Hand wischte durch die Luft, wollte Ginnys Fuß packen.
Da flog Ginny nach draußen. Die Hand des Toten packte ins Leere. Für ein paar Sekunden blieb das Mädchen auf dem Boden liegen. Dann raffte es sich hoch.

Im gleichen Augenblick sah sie, was auf dem Zeltplatz los war. Sie wurde mit dem Chaos konfrontiert.

Markerschütternde Schreie gellten in ihren Ohren und trieben ihr einen Schauer nach dem anderen über den Rücken. Menschen flohen nur halb bekleidet in wilder Panik. Es waren noch weitere vier Ungeheuer, die mordend und plündernd über den Platz zogen.

Eine Freundin kam auf Ginny zugerannt. »Sie haben ihn umgebracht!« kreischte sie. »Die Leichen, sie haben ihn…«

»Bleib stehen!« schrie Ginny und griff nach dem Arm der Freundin.

»Laß mich los. Laß mich los, die Bestie.« Das Mädchen hatte den Verstand verloren.

Ginny hetzte weiter. Neben ihr tauchte plötzlich eine halbverweste Gestalt auf.

Ginny fuhr erschreckt zurück.

Die Gestalt griff zu. Übergroß kamen dem Mädchen die Hände vor.

Da wurde sie von hinten gepackt. »Los, weg, Mädchen!« zischte eine Stimme.

Ginny kannte den Mann nicht, der sie festhielt, doch er hatte sie den Klauen der Bestie entrissen.

Der Tote nahm die Verfolgung auf.

Im gleichen Augenblick stolperte Ginnys Retter über ein dicht am Boden gespanntes Zeltseil.

Der Mann fiel hin.

Und schon war die Bestie da. Ginny sah nicht, was der Tote mit ihrem Retter anstellte. In blinder Panik hetzte sie davon.

Überall rannten schreiend und brüllend die Menschen aus den Zelten. Und die gräßlichen Toten verfolgten sie. Es war wie in einem Horror-Film. Nur war dies hier schreckliche Wirklichkeit.

»Wir müssen ins Hotel!« hörte Ginny plötzlich eine Männerstimme brüllen.

Als sei diese Stimme ein Signal gewesen, schüttelten die Menschen plötzlich die sinnlose Panik ab und rannten in Richtung des nächstliegenden Hotels.

Es war das *Sea-View*, das Haus, in dem auch John Sinclair und Bill Conolly sich eingemietet hatten.

Ginny war eine der ersten. Noch immer hatte sie es nicht geschafft, ihre Jeans anzuziehen. Barfuß, und nur mit Pulli und Slip bekleidet, hetzte sie durch die Nacht.

Aber darauf achtete jetzt niemand. Jeder hatte mit sich selbst zu tun.

Der hellerleuchtete Eingang des Hotels tauchte auf. Die ersten Menschen rüttelten schon an der Glastür.

Sie war verschlossen.

Die Schreie der Enttäuschten zerfetzten die Nacht. In der Halle standen zwei Portiers. Sie schlossen die Tür nicht auf. Die ersten Gäste

wurden wach. Fenster klappten auf. Wieder brüllten Menschen.

Steine flogen.

Sie knallten gegen die Scheiben. Doch das Glas hielt. Es war schlag- und schußsicher.

Die geflohenen und verzweifelten Menschen hatten keine Chance. Und die mordenden Leichen kamen immer näher…

***

Bill Conolly fand keinen Schlaf. Unruhig wanderte er in seinem Zimmer auf und ab. In der rechten Hand hielt er ein halbvolles Whiskyglas. Hin und wieder nahm er einen Schluck des goldbraunen Getränks.

Bill machte sich Vorwürfe. Er hätte sich nicht von John überreden lassen sollen. Er hätte mitgehen sollen, mitkämpfen. Hätte, hätte, hätte…

Nahezu wütend trank Bill sein Glas leer und griff zu den Zigaretten.

Rauchend trat er ans Fenster.

Sein Zimmer lag im vierten Stock, und er hatte von hier einen fantastischen Blick über den See, der jetzt allerdings nur zu erahnen war.

Im Hotel war es still. Bill hatte den Aschenbecher in die linke Hand genommen und drückte die Zigarette aus.

Ich warte noch eine viertel Stunde, nahm er sich vor, dann gehe ich John suchen.

Der Reporter wollte sich gerade vom Fenster abwenden, als er die Schreie hörte.

Lauschend blieb Bill Conolly stehen.

Kein Zweifel, das waren Schreie. Gellend, markerschütternd. So schrien nur Menschen in höchster Not.

Da war irgend etwas passiert.

Bill riß das Fenster auf. Weit lehnte er sich nach draußen. Jetzt hörte er die Schreie deutlicher. Sie kamen vom Zeltplatz her und wurden immer lauter.

Bill lief ein Schauer über den Rücken. Das waren viele Menschen, die dort angelaufen kamen. Menschen in Panik.

Bill Conolly ahnte Schreckliches. Und er nahm an, daß die Verzweifelten vor etwas Schutz suchen wollten. Schutz in diesem Hotel.

Für den Reporter gab es kein Halten mehr. Er holte sein Jackett aus dem Schrank und warf es sich über. Er nahm sich nicht erst die Zeit, die Pistolenhalfter umzuschnallen, sondern steckte seine Waffe – eine Beretta – kurzerhand in die Jackentasche, die durch das Gewicht nach unten gezogen wurde.

Bill lief auf den Gang.

Er war nicht der einzige, der die Tür aufgezogen hatte. Andere Gäste hatten ebenfalls die Schreie gehört. Sie standen herum, blickten sich an und waren ratlos.

Natürlich war kein Lift oben.

Bill nahm die Treppe, sprang drei, vier Stufen auf einmal herunter.

Er raste in die Empfangshalle.

Dort standen die Portiers mit blassen Gesichtern und starrten durch die große Scheibe der Eingangstür, vor der sich halbbekleidete, schutzsuchende Menschen zusammengeballt hatten.

Bill sah angstverzerrte Gesichter. Augen, in denen das nackte Grauen und die Panik geschrieben stand.

Steine knallten gegen das Glas.

Bill riß einen der Portiers an der Schulter herum. »Warum lassen Sie die Leute nicht rein?« schrie er.

Der Portier, ein Mann mit rotem aufgedunsenen Gesicht, zuckte die Achseln.

»Diesen Pöbel? Aber Sir…«

Bill Conolly konnte sich nur mit Mühe beherrschen. Am liebsten hätte er dem Portier seine Faust in das feiste Gesicht gesetzt. »Ich will Ihnen mal was sagen, Mann«, sagte er mit vor unterdrückter Wut bebender Stimme. »Das ist kein Pöbel, das sind Menschen, die Angst haben. Angst, verstehen Sie?«

»Dann gehen Sie doch zu denen!« sagte eine andere Stimme.

Bill wandte den Kopf. Der zweite Portier hatte sich eingemischt. Er war ein bulliger Typ, mit Armen wie ein Ringkämpfer.

Bill ging langsam auf ihn zu. Der Portier grinste ihm frech entgegen.

Und da schlug Bill Conolly zu. All seine Wut, seine Enttäuschung über die verbohrten Typen legte er in einen mörderischen Aufwärtshaken, der den Portier genau auf den Punkt traf.

Der Mann wurde wie ein Geschoß zurückgefegt und krachte gegen das Rezeptionspult, wo er einen Telefonapparat und einen Stoß Anmeldeformulare zu Boden riß.

Bill war sofort herumgewirbelt und hatte seine Pistole gezogen. »Wetten, daß Sie jetzt aufschließen?« knarrte seine Stimme.

»Gut. Ich beuge mich der Gewalt«, sagte der Rotgesichtige. »Aber die Sache wird ein Nachspiel haben, verlassen Sie sich darauf.«

»Abwarten!«

Der Portier holte aus seiner Tasche einen Schlüssel. Betont langsam fummelte er an dem Schloß herum.

Die Menschen draußen trommelten mit den Fäusten gegen das Glas. Einige drehten die Köpfe, blickten zurück, und als sie die Gesichter wieder der Tür zuwandten, waren sie in noch wilderer Panik verzerrt.

Bill ahnte, daß dort im Rücken der Menschen das Grauen immer näher kam.

»Schneller!« herrschte er den Portier an.
Der Rotgesichtige beeilte sich tatsächlich.
Dann war die Tür offen. Mit einem vielstimmigen Erlösungsschrei quollen die angstgepeinigten Menschen in die Hotelhalle.
Der Portier wurde wie ein Blatt im Wind zur Seite gefegt.
»Die Tür muß wieder geschlossen werden!« brüllte ein Mann. »Die Monster! Sie kommen!«
Bill Conolly handelte. Er bahnte sich einen Weg durch die Menschentraube und hetzte auf den schimpfenden, am Boden liegenden Portier zu.
Der Mann hielt den Schlüssel noch in der Hand, hatte ihn nicht stecken lassen.
»Gib her!« schrie Bill.
Als der Portier nicht sofort reagierte, riß Bill ihm den Schlüssel aus den Fingern. Er paßte zu dem Sicherheitsschloß, war beste Feinmechanikerarbeit.
Der Reporter rannte zu der Eingangstür, die jetzt vollständig von den Menschen geräumt worden war.
Sie stand sperrangelweit offen!
Bill packte den linken Glasflügcl, stieß ihn gegen die Metallhalterung am Boden.
Dann griff er nach dem rechten Flügel.
Im gleichen Augenblick sah er den ersten Toten! Drei Schritte war er noch von der Tür entfernt.
Bill starrte in das aufgedunsene, völlig entstellte Gesicht einer Wasserleiche und war für ein, zwei Herzschläge wie gelähmt.
Die Leiche warf sich vor.
Gleichzeitig knallte Bill den Glasflügel zu. Der schwere Türflügel schmetterte gegen das Gesicht der Bestie, trieb sie zurück.
Aber Bill hatte nicht genügend Schwung hinter seinen Stoß gelegt, oder die Bestie hatte zuviel Kraft.
Auf jeden Fall klemmte der rechte Arm der Bestie zwischen dem Türspalt.
Bill sah, wie sich die Finger bewegten, wie die langen Nägel versuchten, sich in seiner Anzugsjacke zu verhaken.
Da riß der Reporter die Tür wieder auf.
Gleichzeitig fiel ihm der Tote entgegen. Bill verhakte die Hände ineinander und schmetterte sie der lebenden Leiche in das teigige Gesicht.
Die Bestie flog zurück.
Blitzschnell knallte Bill Conolly die Tür zu. Aufatmend lehnte er sich mit dem Rücken gegen das Glas. Für einige Sekunden schloß er die Augen.
Sein Herzschlag raste. Dieser Kampf war ihm an die Substanz

gegangen. Aber er hatte einen ersten Sieg errungen.
Die Geflohenen hatten sich in eine Ecke zusammengedrängt. Viele Frauen weinten. Und auch den Männern stand das Grauen im Gesicht geschrieben.
Bill Conolly versuchte zu lächeln, aber es wurde nur eine Grimasse daraus.
»Das hätten wir geschafft«, sagte er nicht gerade überzeugend und mit heiserer Stimme.
»Sie kommen wieder!« meinte ein Mann resignierend.
»Dann werden wir vielleicht eine Möglichkeit gefunden haben, um sie abzuwehren«, erwiderte Bill.
»Das kann ich nicht glauben!« Der Mann deutete plötzlich an Bill vorbei. »Da, sehen Sie doch!«
Bill Conolly wandte den Kopf.
Fünf Leichen drängten sich vor der großen Eingangstür. Nicht alle waren verwest und aufgedunsen. Ein Mann sah sogar ziemlich normal aus.
»Das ist der Wärter vom Campingplatz!« schrie ein blondhaariges Mädchen und schlug die Hände vors Gesicht.
Eine Zeitlang sprach niemand ein Wort. Dann geschah das Unfaßbare. Die Bestien gaben auf, verschwanden wie ein Spuk in der Nacht.
»Sie sind weg!« stöhnte jemand. »Himmel, sie sind weg! Sie haben aufgegeben!«
Die Menschen atmeten auf. Doch Bill Conolly teilte ihren Optimismus nicht so recht. So leicht waren die lebenden Leichen nicht von ihren Opfern abzubringen.
Bill fand noch drei Zigaretten in seiner Packung. Er zündete sich eine an und gab die anderen weiter. Inzwischen waren auch die Gäste aufgeschreckt worden. Ratlos standen sie auf der Treppe und in der Halle.
»Was machen wir denn jetzt?« fragte einer der Männer vom Campingplatz.
Bill Conolly nahm einen Zug aus seiner Zigarette. »Das beste ist, sie verteilen sich auf die Zimmer. Denn wenn Sie hier alle zusammen stehen, ist es für die Bestien leicht, sich die Opfer zu holen. Gehen Sie in die Zimmer im ersten und zweiten Stock.«
»Und Sie?«
»Ich?« Bill grinste schmal. »Ich versuche die Toten aufzuhalten.«
»Das schaffen Sie doch nie, Mann.«
»Lassen Sie das mal meine Sorge sein.« Bill gab sich optimistisch. »Aber jetzt gehen Sie schon. Je länger Sie warten, um so…«
Das Klirren einer Scheibe unterbrach Bills Redefluß. »Verdammt!« rief er, »jetzt haben wir den Salat. Weg! Los, weg!«

Schreiend rannten die Menschen zu den Lifts und der Treppe.
Bill jagte auf das Fenster zu.
Da zerklirrte die zweite Scheibe!
Kühle Nachtluft drang in die Halle. Schon tauchten die ersten gräßlichen Gesichter in der Fensteröffnung auf. Die spitzen, noch im Rahmen sitzenden Scherben schnitten in die Haut der Toten. Doch kein Tropfen Blut quoll hervor.
Gelenkig flankten die Bestien in die Halle. Noch längst waren nicht alle Menschen geflohen.
Die, die in der Halle standen, spritzten schreiend auseinander, suchten irgendwelche spärlichen Deckungen, um den Mörderhänden der lebenden Leichen zu entkommen.
Es war ein verzweifeltes, von Angst und Panik dirigiertes Unterfangen.
Und Bill Conolly stellte sich zu einem aussichtslosen Kampf…

***

Eingebettet zwischen den waldreichen Hängen des schottischen Hügellandes lag Loch Awe.
Säuselnd strich der Wind von den Kuppen der Hänge kleine Wellenkämme auf der Oberfläche des Sees vor sich her. Ab und zu schnellte ein Fisch aus dem Wasser und tauchte in einem eleganten Bogen wieder ein.
Der Nebel des Abends hatte sich längst verflüchtigt. Nur noch eine Stunde, dann würde die Morgendämmerung mit ihren rotgoldenen Sonnenstrahlen alles verzaubern.
So war es bisher immer gewesen.
Doch in dieser Nacht hatte die Hölle zugeschlagen. Sieben Leichen waren dem See entstiegen. Sie waren die Vorboten für das schreckliche Monster.
Noch lauerte es in der Tiefe…
Doch auf einmal geriet das Wasser des Sees an einer bestimmten Stelle in Bewegung. Wellen schwappten hoch, und plötzlich bildete sich ein Strudel.
Immer schneller begann das Wasser zu wirbeln. Der Trichter wurde tiefer, größer.
Kalter Wind pfiff über den See. Wolken jagten auf einmal am Nachthimmel. Sie sahen aus wie unheimliche Gebilde aus einer anderen, fernen Welt.
Und dann kam das Monster!
Aus den Tiefen des Trichters tauchte es auf, ein Geschöpf, das der Teufel selbst gemacht zu haben schien.
Drohend erhob sich das Monster in der Mitte des Sees. Ein wildes Fauchen drang aus seinem Mund.

Und dann setzte es sich in Bewegung, kam mit weiten Schritten dem Ufer zu, um das zu vollenden, was seine Diener schon vorbereitet hatten…

***

John Sinclair hatte für seinen Bentley unten am See einen guten Parkplatz gefunden. Dann hatte er sich die Armbrust über die Schulter gehängt und war losgezogen, um sich eine Taucherausrüstung zu besorgen.

Um diese Zeit ein fast aussichtsloses Unterfangen. So hatte John auch kein Glück. Die Verleiher hatten ihre Geschäfte geschlossen. Sie selbst wohnten woanders. Sie aus dem Bett zu klingeln, hätte zuviel Zeit gekostet.

Ehe John jedoch eine Entscheidung treffen konnte, hörte er die Schreie.

Spitz und grell stachen sie über den See. Trotz der großen Entfernung rann John ein kalter Schauer über den Rücken. So schrien nur Menschen in größter Not und Panik.

Die Schreie kamen vom Zeltplatz her, und John Sinclair, der nur eins und eins zusammenzuzählen brauchte, konnte sich vorstellen, daß das Monster seine Todesboten ausgeschickt hatte.

Im ersten Moment war der Inspektor versucht, zum Zeltplatz hinüberzulaufen, um dort zu helfen.

Dann ließ er es bleiben. Seine Aufgabe war wichtiger, so sehr das andere auch drängte.

Und so entfernte sich der Geister-Jäger mehr und mehr von Aweshire. Er wollte an einer gewissen Stelle warten, um das Monster dann zu packen, wenn es aus dem Wasser stieg.

Noch tat sich nichts. Schwarz und irgendwie regungslos lag der See vor Johns Augen.

Der Geister-Jäger tauchte in ein Gebüsch. Es wuchs auf einer kleinen Landzunge, die in das Wasser hineinragte. Sie war nur zur Hälfte bewachsen. Nach vorne hin war sie frei.

Von hier hatte John Sinclair einen fantastischen Ausblick über den See.

Der Geister-Jäger wollte noch warten. Er hatte sich eine Stunde als Frist gesetzt. War das Monster dann noch nicht aufgetaucht, wollte John Sinclair selbst den Ausflug in die Tiefe unternehmen. Erst einmal ohne Taucherausrüstung.

Die Armbrust hatte er neben sich auf den Boden gelegt. John hatte die Sehne geprüft und mit Erstaunen festgestellt, daß sie im Laufe der Jahrhunderte nichts von ihrer Spannkraft eingebüßt hatte. Auch der Pfeil, dessen Oberfläche oxidiert war, lag sicher auf dem langen Schaft.

John Sinclair duckte sich in ein Gebüsch und rauchte eine Zigarette in der hohlen Hand.

Die Panikschreie der Menschen hatten aufgehört. John hoffte inständig, daß die Leute Schutz gefunden hatten.

Die Zeit vertickte. Zweimal fuhr ein Wagen die Uferstraße entlang. Nur schwach hörte John das Brummen des Motors.

Doch auf einmal – ganz ohne Übergang – schien sich die Natur zu verändern.

Zuerst war es nur der auffrischende Wind, der über das Wasser strich und am Ufer die Zweige der Büsche gegeneinander rieb. Doch dann begann die Oberfläche des Sees in Bewegung zu geraten. Auslaufende Wellen klatschten gegen die kleine Landzunge.

John Sinclair verließ sein Versteck.

Der Wind jaulte über den See. Wellen wurden hochgeschleudert, Gischt spritzte.

Und dann begann das Wasser zu kreisen, wurde zu einem wirbelnden Strudel, der alles mit in eine unauslotbare dunkle Tiefe riß.

John Sinclair war fasziniert. Er spürte, daß etwas in der Luft lag, daß gleich, in den nächsten Sekunden, etwas geschehen würde, was über den Verstand eines Menschen geht.

Dann tauchte das Monster auf!

Jahrhundertelang hatte es in den Fluten des Sees dahingedämmert. Jetzt war der Fluch gelöscht und es konnte sein eigentliches Werk vollenden.

Zuerst sah John zwei riesige Arme, die sich langsam aus den Fluten hoben. Die Arme, die Hände, alles war von einem silbrig grünen Lichtschimmer umgeben, der die Umrisse des unheimlichen Monsters haarscharf nachzeichnete.

Es folgte der Kopf. Ein Ungetüm von Schädel, mit riesigen grün-gelb schimmernden Augen, die weit aus der Fratze hervorquollen und in rastloser Bewegung waren. Das Monster hatte strähnige lange Haare, die mit Tang und Schlick zu einem undurchdringlichen Filz verwoben waren. Das Maul klaffte weit auseinander. Ein riesiger Schlund, der alles in sich hineinzog.

Der Körper war über und über mit einer Schuppenhaut bedeckt, die selbst Maschinengewehrkugeln standhielt.

Es war ein grauenerregender Anblick. Turmhoch kam John diese gräßliche Kreatur vor. Die Beine des Monsters peitschten das Wasser, und plötzlich drang aus dem offenen Maul des Höllenwesens ein schauriger Siegesschrei, der einem Menschen das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Weit hallte der Schrei über den See und verlor sich in den Bergen als rollendes Echo.

Schwer stampfte das Monster durch das Wasser. Die Arme wirbelten

wie Dreschflegel, durchpflügten die Oberfläche des Sees.

Das Wasser schien zu kochen. Welle auf Welle klatschte gegen das Ufer.

Für einige Zeit hatte der Geister-Jäger ganz im Bann dieser Horror-Gestalt gestanden, doch dann siegte Johns Wille.

Er mußte das Monster vernichten! Koste es, was es wolle.

Mit Schrecken dachte er daran, wenn es dem Untier gelang, in die Stadt einzudringen. Die Menschen waren alle dem Tod geweiht.

John kam sich beinahe lächerlich mit seiner Armbrust vor, wenn er davon ausging, daß ein einziger Pfeil diese Kreatur töten sollte.

Doch er mußte es versuchen.

John Sinclair packte die Armbrust, drückte den Kolben fest gegen die Schulter.

Noch nie hatte er mit solch einer Waffe geschossen. Er hatte es zwar auf vielen Abbildungen gesehen, aber selbst…

Johns Arme zitterten. Breitbeinig stand der Geister-Jäger auf der schmalen Landzunge, seine Hacken hatten sich in den weichen Boden eingegraben, suchten den besten Stand. Mit dem Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand zog John die Sehne zurück. Er spürte die Spannung, die ungeheure Kraft, die hinter der Sehne lag, und geriet für einen kurzen Augenblick in Panik. Er hatte Angst, daß er es diesmal nicht schaffen konnte.

Jetzt erst hatte das Monster den Inspektor entdeckt. Der Kopf wandte sich John Sinclair zu, ein unmenschliches Brüllen drang aus dem Maul des Monsters. Es war ein Siegesgeheul, denn für das Monster war das erste Opfer schon so gut wie sicher.

Schwer stapfte es auf den Geister-Jäger zu. Die grünliche dicke Schuppenhaut glänzte.

Gewaltsam unterdrückte John die aufkeimende Panik. Er kam sich vor wie eine Fliege, die in den nächsten Sekunden von einem Elefanten zerquetscht werden soll.

Noch zögerte John, holte alle Kraft aus seinem rechten Arm und zog die Sehne bis zum Anschlag zurück.

Schon brüllte das Monster wieder siegessicher, da ließ John Sinclair die Sehne los.

Mit einem pfeifenden Geräusch sirrte sie zurück in ihre alte Lage.

Weit riß John die Augen auf, verfolgte die Flugbahn des Pfeils.

Wie ein silberner Blitz flirrte der Pfeil durch die Luft. Er war mit den Augen kaum zu verfolgen.

Und dann bohrte sich der geweihte Pfeil in die Brust des Monsters, durchdrang die dicke Schuppenhaut wie Butter.

Der Vorwärtsdrang des Monsters wurde gestoppt. Als wäre es vor eine Wand gelaufen, so plötzlich blieb es stehen. Fast augenblicklich war es still. Der Wind legte sich, die Wellen liefen aus. Die gesamte

Natur schien den Atem anzuhalten. Sie hoffte auf das Sterben der Höllenkreatur.

Auch John wagte kaum zu atmen. Mit fiebernden Nerven wartete er auf eine Reaktion des Monsters.

Vier, fünf Sekunden vergingen.

Und dann drang ein unmenschlicher, mörderischer Todesschrei aus dem Maul des Monsters. Die riesigen Arme fuhren zur Brust hoch, versuchten den Pfeil zu packen und ihn herauszureißen.

Das Monster schaffte es nicht.

Schon brach es in die Knie. Der Körper schien auf einmal von innen her zu brennen. Ein roter Schein leuchtete aus der Gestalt des Untieres, fraß sich blitzschnell weiter.

Haut platzte weg.

Flämmchen schlugen aus den offenen Stellen. Es war das Feuer der Reinheit, das das Böse fraß und vernichtete.

Die Flammen züngelten weiter. Selbst das Wasser vermochte sie nicht zu löschen.

Das Monster kippte nach vorn.

Unwillkürlich sprang John Sinclair zurück, als der schreckliche Schädel dicht vor seinen Füßen auf den Strand klatschte.

Die Schädeldecke wurde spröde, und Sekunden danach schossen Flammen daraus hervor.

Noch war das Monster nicht tot. Es warf sich herum, gequält von unsagbaren Todeskrämpfen. Wasser, Dreck und Sand wurden aufgepeitscht. Und in den Todeskampf mischte sich das schreckliche Geheul der Höllenkreatur.

Eine volle Viertelstunde dauerte der Kampf des Ungeheuers. Dann lag es still.

Wellen schäumten heran und spülten die Überreste des Monsters weg. Nichts blieb mehr von diesem grauenhaften Dämon übrig.

Plötzlich sah John etwas im Uferschlick blitzen.

Der silberne Pfeil.

John Sinclair hob ihn auf. Der Pfeil lag warm und irgendwie beruhigend in seiner Handfläche.

Der Geister-Jäger steckte ihn wieder in den Köcher. Dann nahm er die Armbrust auf und machte sich auf den Rückweg. Er wollte zum Hotel.

Trotz der Vernichtung des Monsters empfand der Inspektor keinen Triumph. Denn noch lebte der Anstifter dieser Höllenorgie: Doktor Tod. Und John Sinclair war sicher, daß dieser Menschenhasser schon zu einem neuen Schlag ausholte.

***

Breitbeinig stand Bill Conolly in der Hotelhalle. Er hatte den rechten

Arm mit der Pistole vorgestreckt, jagte Kugel auf Kugel aus dem Lauf.
Sechsmal konnte Bill schießen, und sechsmal traf er auch.
Die Geschosse klatschten in die Körper der Toten, warfen sie zurück.
Eine Leiche, die noch auf der Fensterbank hockte, wurde wieder nach draußen geschleudert, doch die anderen verdauten die Kugeln wie stählerne Roboter. Es hatte sogar den Anschein, als würde durch Bills Gegenwehr ihre Wut noch mehr angestachelt.
Schnell waren sie wieder auf den Beinen.
Mit pendelnden Armbewegungen gingen sie gegen die in Angst und Schrecken erstarrten Menschen vor.
Schreie gellten durch die Halle.
Plötzlich löste sich ein kleines Mädchen aus dem Pulk, rannte direkt auf eines der Monster zu.
Bill Conolly sah das Unheil kommen. Wenn das Kind in die Klauen der Monster geriet, dann…
Der Reporter überlegte nicht eine Sekunde. Mit Riesensätzen jagte er durch die Halle, stieß sich dann plötzlich ab und flog dem kleinen Mädchen entgegen.
Das Kind schrie, als Bills Hände sich in seine Kleidung krallten. Gemeinsam mit dem Kind fiel der Reporter zu Boden.
Schon sah er den Schatten des Toten über sich.
Bill riß das Kind hoch und stieß es mit einer schnellen Bewegung einem Mann zu, der Mut gefaßt hatte und Bill zu Hilfe eilen wollte.
Ob seine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren, bekam der Reporter nicht mehr mit.
Der lebende Tote stürzte sich auf ihn. Ekliger Modergeruch drang in Bills Nase. Und dieser Modergeruch war es, der Bills Kräfte mobilisierte.
Er zog seine Beine an den Körper und schnellte dann kraftvoll vor.
Der Tote – schon in der Bewegung – bekam die Füße voll gegen die Brust. Er wurde zurückgeschleudert und schlitterte über den Boden.
Bill sprang auf.
Da zerfetzte ein gellender Angstschrei fast sein Trommelfell. Eine der Leichen hielt den rotgesichtigen Portier gepackt. Der Mann wand sich in dem Griff des Untoten und hatte doch keine Chance. Er starb Sekunden später einen grausamen Tod.
Inzwischen waren die meisten Menschen die Treppe hochgerannt. Sie waren durch ihre Reaktionsschnelligkeit dem Zugriff der Untoten entkommen. Viele waren auch aus den Fenstern gesprungen. In der Halle standen jetzt praktisch nur noch drei Männer. Bill und zwei weitere Beherzte.
»Laufen Sie auch weg!« schrie der Reporter.
»Und Sie?« kam die Antwort.
Bill zuckte die Achseln. Dann glitt er blitzschnell zur Seite und

schnappte sich einen der Stühle, die in der Halle herumstanden. Es war schon mehr ein leichter Sessel und relativ stabil.

Zwei Leichen griffen Bill an. Sie nahmen den Reporter in die Zange, wollten ihn regelrecht zerfleischen.

Der Stuhl fegte durch die Luft. Er krachte gegen die Schädel der Untoten. Für Sekunden wurde der Angriff gestoppt.

Da peitschten Schüsse.

Einer der Männer hatte unter der Anmeldungstheke einen Revolver entdeckt.

Der Mann stand hinter dem Tresen und hielt die Revolvermündung dicht vor den Kopf des Untoten.

»Stirb endlich, du Bastard!« brüllte der Mann, und leerte in rasender Folge die Trommel des Revolvers.

Sämtliche Kugeln trafen, zerfetzten Gesicht und Oberkörper der lebenden Leiche.

Und doch konnten die Geschosse sie nicht töten!

Der Tote stand wieder auf, startete einen neuen Angriff.

Der Mann hinter der Rezeption verlor die Nerven. Schreiend schleuderte er den Revolver gegen den Kopf der Leiche.

Da packte der Untote zu. Mit einem gewaltigen Ruck zog er sein Opfer über den Tresen.

Der Mann brüllte auf. Harte Klauennägel zerrissen sein Hemd. Schon zielte die Hand nach seinem Hals.

Bill Conolly, der alles aus den Augenwinkeln mitbekam, konnte dem Mann nicht helfen. Er hatte selbst mit zwei Leichen zu kämpfen.

Doch da geschah das Unfaßbare.

Mitten in ihren Bewegungen brachen die Toten zusammen. Sie krachten auf den Boden, zuckten noch einmal und blieben dann still liegen.

Im ersten Augenblick konnte es keiner der Männer begreifen. Es dauerte wirklich lange, bis sie erfaßt hatten, daß ihnen keine Gefahr mehr drohte.

Ein weiterer, nun endlich Toter, rollte sich überschlagend die Treppe herab.

Mitten in der Halle blieb er liegen.

»Mein Gott!« stöhnte einer der Männer, schlug die Hände vors Gesicht und weinte wie ein kleines Kind.

Auch Bill war schockiert. Er fand einfach keine Erklärung. Und doch gab es eine.

In dem Moment, als die Toten zusammenbrachen, hatte John Sinclair das Monster besiegt. Und so hatte er es indirekt geschafft, auch diese Menschenleben hier zu retten.

Es war wirklich eine Fügung des Schicksals und in allerletzter Sekunde gewesen.

Die ersten Gäste, gemischt mit den Zeltplatzflüchtlingen, trauten sich wieder in die Halle. Noch immer stand in ihren Augen der Schrecken zu lesen.

»Gehen Sie bitte in Ihre Zimmer«, sagte Bill Conolly und griff zum Telefon.

Die Menschen verschwanden nur zögernd, nachdem sie angstvolle Blicke auf die Leichen geworfen hatten.

Bill wählte die Nummer der Polizei. Eine aufgeregte Stimme meldete sich.

In drei Sätzen schilderte der Reporter die Lage.

Der Polizist am anderen Ende der Leitung stöhnte auf. »Nein, nicht schon wieder«, schrie er. »Erst ein toter Sergeant, dann zwei weitere Leichen, die schon tot waren. Herr im Himmel, ich verstehe das nicht. Ich dreh noch durch.«

»Kommen Sie ins *Sea-View*«, sagte Bill knapp. »Ich glaube, ich kann Ihnen einiges erklären.«

»Und die Panik am Zeltplatz? Auch dort liegen vier Tote!«

»Es hängt alles zusammen. Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen«, erwiderte Bill. »Und behalten Sie um Himmels willen die Nerven. Es ist alles vorbei.«

Damit legte Bill auf.

Er trat an eines der zerstörten Fenster und merkte erst jetzt, wie sehr ihm die Knie zitterten.

Im Osten zog schon die Morgendämmerung über die Berge. Langsam wurde die Nacht verdrängt. Es war eine Nacht, die Bill Conolly nie in seinem Leben vergessen würde.

Wenige Minuten später sah er einen Mann auf den Hoteleingang zustreben.

John Sinclair!

Der Inspektor hatte die Armbrust wieder in seinen Bentley gelegt und den Wagen auf den Hotel-Parkplatz gefahren.

Bill lief zur Tür und schloß sie auf. Er sagte nur zwei Worte: »Endlich, John…«

***

Urplötzlich verlosch das magische Feuer!

Doktor Tod zuckte herum. Wie ein Blitzstrahl traf ihn die Erkenntnis.

Das Monster war vernichtet!

Doktor Tod stöhnte auf. Unbeschreiblicher Haß durchflutete ihn. Haß auf John Sinclair. Denn nur dieser Mann hatte die Kraft, das Monster zu besiegen.

Aber noch war er da! Und seine Diener.

Die Rocker hatten sich im Moment zurückgezogen, um den Leichen freie Bahn zu lassen. Sie würden das Werk der Vernichtung später

fortsetzen. Doch vorher wollte Doktor Tod alle Kräfte nur auf ein Ziel konzentrieren.

Auf John Sinclairs Vernichtung!

Dieser Mann mußte endlich weg. Und dabei sollten ihm die Rocker helfen.

Doktor Tod zündete seine Lampe an. Der zuckende Schein erhellte das Verlies, das mehr einer finsteren Gruft glich, als einem Kellerraum.

Doktor Tod begann sich zu konzentrieren. Er streckte beide Arme aus und murmelte dumpfe Beschwörungsformeln. Es waren Sprüche, die im Buch der Schwarzen Magie standen und nur wenigen bekannt waren. Doktor Tod zählte zu den Auserwählten.

Wie Wellen pflanzten sich die Formeln fort und erreichten ihr Ziel.

Die zu Mordrobotern programmierten Rocker gehorchten prompt ihrem Meister…

***

John Sinclair blieb auf der Türschwelle stehen. Sein Blick erfaßte die auf dem Boden liegenden fünf Leichen. Er sah die schrecklich entstellten Körper und fragte sich wieder einmal, wie so etwas möglich war.

»John, ich erkläre dir alles«, sagte Bill Conolly. »Komm erst mal rein.«

Der Inspektor betrat die Halle. Da sah er den Portier. Fragend blickte er Bill an.

»Eines der Opfer.«

Mit langsamen Schritten durchmaß John Sinclair die Hotelhalle. Dabei sprach er mehr zu sich selbst als zu Bill Conolly. »Es waren sieben, die das Monster begleiteten. Zwei habe ich erledigt, und fünf sind hier getötet worden. Hattet ihr Silberkugeln, Bill?«

»Nein. Das Ende kam so abrupt, daß ich es selbst noch nicht fassen kann. Plötzlich fielen die Toten um, und es war aus. Vorbei.«

»Ja«, sagte John, »ich kann mir denken, weshalb das geschah.«

Er berichtete in knappen Sätzen von seinem Kampf mit dem Monster.

Bill Conolly atmete auf. »Dann ist ja alles in Ordnung.«

»Leider nicht.«

»Wieso?«

»Das Monster ist zwar tot, Bill. Aber noch lebt der Mann, der es durch finstere Beschwörungen aus dem Reich der Hölle geholt hat.«

Bill Conolly war blaß geworden. »Du meinst, das alles wurde gesteuert?«

»Ja.«

»Aber um alles in der Welt, wer ist denn dieser Kerl?« rief Bill Conolly wild.

»Doktor Tod!«

»Nein!« Bill Conolly flüsterte das Wort und ließ sich denn auf einen Stuhl fallen. »Ist es der Mann, von dem du mir erzählt hast, und der dir damals entkommen ist?«

»Genau.«

Bill hatte die Überraschung langsam verdaut. »Was willst du jetzt tun?«

»Versuchen, ihn zu packen. Ist doch klar. Leider weiß ich nicht, wo er sich aufhält, und wie ich meinen speziellen Freund kenne, ist er bestimmt schon von meiner Anwesenheit informiert. Die Rocker mit den Teufelsfratzen, das sieht ganz nach Doktor Tod aus. Er sucht sich immer Diener, die für ihn die Dreckarbeit ausführen. Wie er an diese Leute kommt, ist meistens ein schmutziges Geschäft. Außerdem holt er sich fast immer Menschen aus der Unter- und Halbwelt. Sie kann er am meisten beeinflussen.«

Bill stand auf. »Kannst du dir denn nicht denken, wo dieser Doktor Tod haust?«

»Nein. So gut kenne ich die Gegend hier um Aweshire herum nicht.«

»Tja, dann weiß ich auch nicht mehr weiter.« Der Reporter sah nach draußen, wo der Tag langsam aber sicher die Nacht verdrängte.

Ein Polizeiwagen hielt Sekunden später vor dem Hotel. Zwei Beamte sprangen heraus.

»Jetzt kommen sie«, sagte Bill.

Ehe die Polizisten groß fragen konnten, präsentierte John seinen Ausweis und sagte: »Ich bin der Mann, der Sergeant Riordan erschossen hat.«

Die Polizisten schluckten. »Wir haben es bereits gehört«, sagte einer. »Aber Mrs. Kilrain erzählt viel, wenn der Tag lang ist…«

»Diesmal stimmt es«, sagte John. Dann zog er die beiden Beamten zur Seite und sprach fünf Minuten auf sie ein. Als er fertig war, stand in den Augen der Polizisten nur ungläubiges Staunen. Wer hätte es ihnen auch verdenken können.

Danach sorgten die Polizisten für den Abtransport die Leichen. Auf dem Zeltplatz hatte es ebenfalls Tote gegeben, und die Leichenhalle des Ortes war überfüllt. So etwas hatte es noch nie gegeben.

»Was hältst du von einem Frühstück?« fragte Bill Conolly plötzlich.

John schüttelte den Kopf. »Danke, Bill, aber ich habe keinen Appetit. Dieser Doktor Tod liegt mir zu sehr im Magen. Eine Tasse Kaffee könnte ich schon vertragen.«

»Okay, alter Junge, ich werde seh’n, was sich machen läßt.«

Bill verschwand.

John Sinclair holte sich inzwischen den älteren der beiden Polizisten heran.

»Ja, Sir?« fragte der Mann diensteifrig.

»Sie kennen sich doch bestimmt in dieser Gegend rund um Aweshire aus.«

»Und wie, Sir. Ich bin hier groß geworden.«

»Dann lassen Sie das Sir mal weg«, sagte John.

»Ja, Sir.«

Der Polizist bekam einen roten Kopf, und John mußte lachen.

»Es geht um folgendes, Konstabler. Wenn Sie hier ungestört leben wollen, wo würden Sie dann hinziehen?«

»Das ist eine schwere Frage, Inspektor.« Der Beamte kratze sich am Kopf. »Also ich für meinen Teil wohne ja schon in der alten Stadt, um dem Touristenrummel zu entgehen.«

»Nein, Konstabler, das meine ich nicht. Ich denke mehr an ein einsam gelegenes Haus. Gibt es so etwas hier?«

»Selbstverständlich.« Der Polizist nickte eifrig. »Nur sind die Häuser alle verfallen. Vor vielen Jahren waren es die Jagdschlösser der Herzöge und Grafen. Sie sind aber zerstört worden.«

»Demnach gibt es also kein bewohnbares Haus hier in der näheren Umgebung. Überlegen Sie genau, Konstabler.«

Der Polizist legte seine Stirn in Falten. »Ich weiß nicht so recht. Aber ich kann ja mal meinen Kollegen fragen. Der weiß auch ganz gut Bescheid.« Während die beiden Beamten miteinander redeten, rief John in dem Krankenhaus an, in dem Shirley Adams untergebracht war.

Auch im Krankenhaus war der Teufel los. Viele Verletzte – Opfer der lebenden Leichen – mußten behandelt werden. John bekam schließlich eine Schwester an den Apparat. Sie gab ihm eine positive Auskunft.

»Der Patientin geht es besser«, sagte sie. »Allerdings kann sie noch keinen Besuch empfangen.«

John fiel der berühmte Stein vom Herzen. Wenigstens ein Lichtblick in diesem schrecklichen Fall.

Als der Inspektor sich umwandte, stand der zweite Polizist neben ihm.

»Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen, Sir«, sagte er, und man sah ihm direkt an, daß er sich freute, John behilflich sein zu können.

»Reden Sie, Konstabler.«

»Da gibt es eine alte Bude, die mal einem Einsiedler gehört hat. Das Haus liegt so abgelegen, daß es nicht einmal ein erholungsuchender Tourist kaufen würde.«

»Ist es denn jetzt wieder bewohnt?« wollte John wissen. Instinktiv spürte er, daß er auf der richtigen Spur war.

»Das kann sein.«

»Erklären Sie das genauer.«

»Uns ist zu Ohren gekommen, daß man in der Umgebung des Hauses

eine Rockerbande gesehen hat. Das kann natürlich Zufall sein, aber ich sage mir immer, solch ein Haus ist für wilde Rocker-Orgien geradezu ideal.«

Das dachte auch John Sinclair. Aber nicht nur für Rockerbanden war es ideal, sondern auch für Doktor Tod.

»Beschreiben Sie mir den Weg«, sagte der Geister-Jäger.

Der Konstabler blickte John für einen Moment erstaunt an, stellte jedoch keine weiteren Fragen.

Der Weg, der zu dem Haus führte, war so schwierig zu beschreiben, daß der Konstabler John schließlich eine Skizze anfertigte. Auch sie war ziemlich ungenau, aber besser als gar nichts.

»Wollen Sie diesem Haus einen Besuch abstatten?« fragte der Beamte erstaunt.

»Ja, Konstabler. Aber ich möchte Sie bitten, das nicht weiterzuerzählen.«

»Selbstverständlich, Inspektor.«

Bill Conolly kam zurück. Auf einem Tablett trug er vier Tassen Kaffee. Außerdem hatte er noch einige Milchbrötchen mitgebracht. »Das wird uns allen guttun«, sagte Bill und stellte das Tablett an der Rezeption ab.

John Sinclair, Bill Conolly und die beiden Polizisten langten zu. Erst jetzt fühlte John, wie müde er war. Diese einzige Nacht hatte verdammt an seinen Energien gezehrt. Auch Bill Conolly ging es nicht besser. Unter seinen Augen lagen tiefe Ränder, und dunkle Bartschatten zogen sich von den Wangen bis zum Kinn hin.

Der Kaffee kurbelte die Lebensgeister an. Bill hatte in jede Tasse noch einen Schuß Cognac gegeben, was die Wirkung noch steigerte.

John Sinclair schlürfte schweigend das heiße Getränk. Er war mit seinen Gedanken schon ganz woanders. Er dachte an die Auseinandersetzung mit Doktor Tod.

Die Polizisten verabschiedeten sich nach zehn Minuten. Sie wurden woanders gebraucht, denn noch immer herrschte auf dem Zeltplatz ein Chaos.

»Und du?« sagte Bill. »Ich seh' dir doch an, daß du etwas auf Lager hast.«

»Ja, Adlerauge«, erwiderte John grinsend. »Ich weiß mit großer Wahrscheinlichkeit, wo sich Doktor Tod versteckt hält.«

»Na, wenn das kein Ding ist.« Bill rieb sich die Hände. »Dann lerne ich ja diesen sauberen Gentleman auch mal kennen.«

John wollte schon zu einer Antwort ansetzen, als Bill ihm gegen die Brust tippte. »Hör auf, ich weiß, was du sagen willst. Aber ich bleibe nicht hier. Ich stecke genauso in dem Fall drin wie du.«

»Ja, ist gut. Bei dir redet man ja sowieso gegen eine Wand. Dann wollen wir mal.«

»Jetzt schon?«
»Denkst du, ich warte, bis der Winter kommt?«
Der Reporter schüttelte noch schnell den Rest des Kaffees in die Kehle, verbrannte sich prompt den Gaumen und lief dann fluchend hinter John Sinclair her.
Diesmal sollte Doktor Tod nicht entkommen!

***

Der Rocker kauerte hinter einem Baum!
Er war einer der Vorposten, die Doktor Tod rings um das Haus verteilt hatte. Denn der Menschenhasser wußte, daß John Sinclair seine Spur finden würde. Und dann lief er in die Falle.
Die Teufelsfratze auf der Brust des Rockers glühte tiefrot. Unaufhörlich strömten die bösen Gedanken in das Gehirn des willfährigen Werkzeugs.
Der Rocker war kein Mensch mehr. Er war zu einer Kreatur der Hölle umfunktioniert worden.
Dicht vor ihm befand sich der schmale Weg, der zu dem alten Haus führte. Mit einem Wagen kam man nicht bis an das Haus heran. Der Inspektor mußte also zu Fuß gehen. Und darauf baute Doktor Tod seinen Plan auf.
Langsam stahl sich die Morgendämmerung in den Wald. Die ersten Vögel begannen zu zwitschern, und vereinzelte Sonnenstrahlen fielen wie glitzernde Speere durch das Blätterdach.
Der Rocker hockte völlig regungslos in seinem Versteck. Wenn es sein mußte, würde er bis zum anderen Tag warten.
Seine übrigen fünf Kumpane waren an anderen Stellen gut verteilt. Es würde schwer sein, überhaupt einen Zipfel von ihnen zu entdecken.
Die Zeit verstrich.
Mittlerweile war es hell geworden, und die Sonne hatte schon Kraft.
Der Rocker begann zu schwitzen, doch seiner Aufmerksamkeit tat das keinen Abbruch.
Plötzlich horchte er auf.
Schritte waren an sein Ohr gedrungen.
Der Rocker zog sich unhörbar ein Stück zurück, legte sich auf den Boden und peilte zwischen den Zweigen eines Strauches hindurch.
Die Schritte kamen näher. Kleinere Äste knackten unter den Sohlen der Person.
Und dann sah der Rocker den Mann auftauchen. Er hob ein wenig den Kopf, um ihn genau erkennen zu können.
Im gleichen Augenblick zuckte er zusammen.
Das war nicht John Sinclair, der dort kam. Es war ein Mann, den er nie gesehen hatte.
Der Rocker wurde nervös. Was sollte er machen? Doktor Tod hatte

nur immer von John Sinclair gesprochen.
Trotzdem, er mußte diesen Ankömmling melden.
In der rechten Hand hielt der Rocker ein Sprechfunkgerät. Er wollte es gerade einschalten, als plötzlich etwas Kaltes gegen seinen Nacken drückte. Und eine leise, gefährlich klingende Stimme sagte: »Ich würde es lieber lassen, mein Freund…«

***

Der Rocker erstarrte. Unendlich langsam drehte er den Kopf. John Sinclair, dieser verhaßte Polizist, starrte ihn an.
Unhörbar hatte sich der Inspektor angeschlichen. Und er war durch den anderen abgelenkt worden.
Ein teuflisches Spiel.
»Steh vorsichtig auf«, sagte der Inspektor, »und laß dein Sprechgerät liegen!«
Der Rocker gehorchte. Er hatte höllische Angst vor der mit Silberkugeln geladenen Pistole. Zwei seiner Kumpane waren durch diese Waffe schon getötet worden.
Der Rocker trat hinter dem Baum hervor. Auf dem Weg wurde er von Bill Conolly in Empfang genommen. Der Reporter drehte dem Mann blitzschnell die Arme auf den Rücken und ließ Handschellen – John führte immer welche mit sich – um seine Handgelenke schnappen.
Der Geister-Jäger hatte das Sprechfunkgerät aufgenommen und trat ebenfalls auf den Weg. Mit einem Ruck zog er den Reißverschluß der Lederjacke ganz herunter.
Die Teufelsfratze auf der Brust des Rockers grinste ihn an.
Bill Conolly zog scharf die Luft durch die Zähne. »Sind das überhaupt noch Menschen?« zischte er.
»Keine Ahnung. Aber das werden wir gleich haben.« John zog seine Pistole aus der Halfter.
Der Rocker schrie plötzlich erstickt auf. Grenzenlose Angst flackerte in seinen Augen.
»Silber«, sagte John ruhig. »Geweihtes Silber. Jeder Dämon hat davor Angst.«
»Wollen Sie mich erschießen?« keuchte der Rocker.
»Er reagiert noch verdammt menschlich«, meinte Bill.
John nickte zustimmend. »Vielleicht ist das auch sein Vorteil.«
Der Inspektor nahm das Reservemagazin aus seiner Tasche. Die Pistole steckte er weg.
»Wir werden jetzt einen Test machen«, sagte er zu dem Rocker. Und zu dem Reporter gewandt: »Bill, halte ihn fest.«
John entnahm dem Magazin eine Silberkugel. Matt glänzend lag sie auf seinem Handteller. John nahm die Kugel zwischen Daumen und Zeigefinger und näherte die Hand der Brust des Rockers.

Der Rocker bäumte sich in dem Griff des Reporters auf. »Was haben Sie mit mir vor?« keuchte er. »Ihr Schweine, ihr wollt mich umbringen.«

Ungerührt setzte John die Spitze der Kugel gegen die Brust des Dämonendieners.

Es schien, als würde diese Berührung des geweihten Silbers bei dem Rocker eine Kettenreaktion auslösen. Die Fratze auf seiner Brust begann sich zu verfärben, er selbst riß den Mund auf, wollte schreien, doch Bill Conolly preßte ihm blitzschnell seine Hand zwischen die Lippen.

Der Schrei erstickte in einem dumpfen Röcheln.

John Sinclair kannte kein Pardon. Er durfte kein Pardon kennen, wenn er den Rocker noch retten wollte.

Vorsichtig zeichnete John Sinclair die Konturen der Teufelsfratze mit der Silberkugel nach. Die Spitze des Silbers berührte die Hornhaut – und…

Plötzlich begann sich die Fratze zu verfärben. Das tiefe Rot verschwand, die Umrisse zerflossen. Gelblicher, nach Schwefel riechender Qualm stieg auf. Es zischte und brodelte, und auf einmal war die Teufelsfratze verschwunden.

Sie hatte sich in Nichts aufgelöst.

Die Beine des Rockers gaben nach. Bill ließ den Mann langsam zu Boden gleiten. Die Brust sah wieder völlig normal aus.

John beugte sich über den Rocker. »Er ist nur bewußtlos«, sagte der Inspektor.

»Das hätte ich nicht gedacht«, flüsterte Bill und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Der Geister-Jäger zuckte die Achseln. »Wir mußten es versuchen. Der Erfolg hat uns recht gegeben. Das heißt aber auch, daß wir die übrigen Rocker auf keinen Fall töten dürfen.«

»Dann hätten wir die beiden anderen auch am Leben lassen können.«

John Sinclair nickte. »Sicher, aber da war das Leben des Mädchens in Gefahr, und wer wußte vorher schon, was alles dahintersteckt. Außerdem konnte in der letzten Nacht die hypnotische Kraft der Maske voll zur Geltung kommen. Diesmal hat uns das Silber geschützt.«

Bill deutete auf den Bewußtlosen. »Was machen wir mit ihm?«

»Wir lassen ihn liegen. Er ist keine Gefahr mehr.«

Im gleichen Augenblick begann das Sprechfunkgerät zu rauschen, und dann erklang die Stimme des Mannes, den John bis aufs Blut haßte.

»Nummer fünf! Melde dich!«

Fragend sah der Reporter den Geister-Jäger an. John legte einen Zeigefinger auf die Lippen, drückte auf die Taste und erwiderte

flüsternd: »Alles ruhig. Er ist noch nicht da.«
Einige Sekunden lang war nur ein Rauschen zu vernehmen. Doch dann drang ein satanisches Lachen aus dem kleinen Gerät.
»Sinclair, du bist es! Hast du es also doch geschafft. Ich wußte es. Aber es wird dir nichts nützen. Diesmal gewinnst du nicht!«
Einen Herzschlag später war die Verbindung unterbrochen.
»Verdammt!« fluchte Bill. »Er hat etwas gemerkt.«
John warf das Funkgerät weg. »Los, Bill, wir müssen uns beeilen, ehe Doktor Tod seine Leute zusammenzieht.«
Die beiden Männer liefen los. Mit langen Schritten hetzten sie den Weg entlang. Immer wieder sahen sie sich nach Verfolgern um, doch noch war nichts zu entdecken.
Zweige und kleinere Äste peitschten ihre Gesichter. Der Wald wurde noch dichter.
Und dann sahen sie das Haus. Es klebte förmlich an einem Felshang.
Blitzschnell gingen die beiden Freunde in Deckung. Der Wald reichte fast bis an die Vorderseite des Hauses. Man konnte nur einen Teil der grauen Mauer sehen. Fenster entdeckte der Inspektor keine.
»Und jetzt?« fragte Bill.
»Ich werde in das Haus eindringen. Bleib du als Rückendeckung hier.«
»Paßt mir gar nicht!« knurrte der Reporter.
»Kann ich auch nicht ändern. Also, gib auf dich acht.«
Nach diesen Worten tauchte John Sinclair in der Deckung des Waldes unter.
Bill Conolly aber beobachtete weiter die Vorderfront des unheimlichen Hauses.

***

Wie Schatten schlichen die letzten fünf Rocker durch den Wald. Doktor Tods Alarmruf hatte sie aufgeschreckt. Schnell und doch vorsichtig näherten sie sich der Festung, in der ihr Meister hauste.
Sie nahmen nicht den Weg. Geschickt wichen sie sperrigem Buschwerk aus und tauchten unter starken Ästen hinweg.
Lautlos näherten sie sich Bill Conollys Deckung.
Und der Reporter war ahnungslos. Er nahm an, daß die Rocker bereits in dem Haus stecken würden. Deshalb war er mit John Sinclairs Plan nicht einverstanden. Allein war das, was John vorhatte, kaum zu schaffen.
Nur noch ein paar Meter, dann hatten die ersten Rocker den Reporter erreicht.
In den Händen der menschlichen Mordroboter blitzten Messer. Nie hatten die Teufelsfratzen so stark geglüht wie in diesen Augenblicken.
Bill Conolly wurde immer nervöser. Er machte sich Sorgen um John

Sinclair, und an seine eigene Sicherheit dachte er nicht.

Schon konnten die Rocker den auf dem Boden hockenden Reporter erkennen.

Ihre Messerarme schwangen hoch. Nur noch einen winzigen Augenblick, dann würden die Klingen durch die Luft flirren und sich in den Rücken des ahnungslosen Opfers bohren.

Da war es Bill Conolly leid. Er wollte nicht länger hier hocken bleiben.

Mit zwei schnellen, gleitenden Schritten verließ er seine Deckung.

Und gleichzeitig flogen die Messer!

Bill spürte noch den Luftzug und hörte den dumpfen Aufprall, wie sich die Messer in einen Baumstamm bohrten.

Er kam nicht mehr dazu, sich irgendwelche Gedanken zu machen, denn die Rocker griffen ihn an.

Wild stürmten die lebenden Mordmaschinen vorwärts. Und Bill sah auch von der anderen Seite zwei Rocker auftauchen.

Damit war ein Fluchtweg abgeschnitten.

Blieb nur noch die Flucht nach vorn.

Und das war zum Haus hin…

***

John Sinclair fluchte unterdrückt.

Das Haus besaß vorn nicht einmal eine Tür, geschweige denn ein Fenster.

Also von der Rückseite.

Mit langen, möglichst lautlosen Schritten jagte der Inspektor um das Haus herum – und blieb enttäuscht stehen.

Vor ihm erhob sich eine Felswand. Krüppelsträucher wuchsen in Spalten und Rissen. Darüber dann – etwa zwanzig Meter höher – begann kärglicher Baumwuchs, der sich mit zunehmender Höhe zu einem Wald mauserte.

Und die Rückseite des Hauses klebte genau an der Wand. Aber irgendwie mußte Doktor Tod doch auch in das Haus hineinkommen. Es mußte also einen Eingang geben.

John sah sich um.

Die Büsche wuchsen bis dicht an die Wand. Moos schimmerte grünlich feucht. Der Inspektor schob ein paar Zweige zur Seite und ging wieder einige Schritte zurück.

Da sah er die Tür!

Sie wurde von einem mannshohen Ginsterbusch verdeckt. Der Inspektor grinste grimmig. Jetzt würde ihm Doktor Tod nicht mehr entkommen.

Die Tür war verschlossen. Doch das Schloß war ziemlich primitiv, und John Sinclair, der gewisse Gegenstände immer bei sich trug, hatte

es schnell geknackt. Verantworten konnte er das schon, denn hier lag ein akuter Notfall vor.

Die Angeln waren verrostet, und sie quietschten häßlich, als John die Tür aufzog.

Kalte, muffig riechende Luft wehte um seine Nase.

Längst schon hatte der Geister-Jäger seine Waffe in der Hand. So war er gerüstet, denn auch ein Doktor Tod konnte gegen Silberkugeln nicht bestehen.

Ein dunkles Loch tat sich vor John auf. Der Inspektor ließ seine Bleistiftlampe aufblitzen.

Zwei kahle Mauern, ein Gang, eine Tür.

John schob sich vorwärts. Alle Sinne waren bis aufs Äußerste gespannt. Er rechnete jeden Moment mit einem Angriff seines Erzfeindes.

Doch alles blieb ruhig. Unbehelligt erreichte der Inspektor die Tür.

»Kommen Sie ruhig herein, John Sinclair«, hörte der Geister-Jäger eine höhnische Stimme.

Unter Tausenden hätte er sie wiedererkannt. Sie gehörte Doktor Tod.

Tief atmete John Sinclair durch. Er fühlte plötzlich ein Prickeln im Nacken, das sich immer dann einstellte, wenn Gefahr drohte.

John griff nach der Klinke, drückte sie herunter, stieß mit einem Ruck die Tür auf und tauchte nach rechts weg in Deckung.

Nichts geschah.

Der Raum, oder das Verlies das John betreten hatte, war leer.

Sekundenlang blieb der Geister-Jäger wie festgenagelt auf der Stelle stehen.

Nichts regte sich.

Doch plötzlich vernahm er ein schleifendes Geräusch. Es hörte sich an, als liefe etwas durch ein Rad oder eine Spule.

Spule? Johns Gedanken stockten. Er riskierte es und schaltete die Bleistiftleuchte ein.

Wie ein leuchtender langer Finger fuhr der Strahl durch die Dunkelheit.

John trat noch zwei Schritte nach vorn, um alles genau erkennen zu können.

Er befand sich tatsächlich in einem Verließ. Die Wände waren mit gräßlichen Folterwerkzeugen vollgehängt, und John sah auch das Eisen, mit dem die Brandmale auf die Körper der Rocker gedrückt worden waren.

Der Inspektor schauderte, wenn er daran dachte.

Er schwenkte den Arm.

Ein Kamin wurde aus der Dunkelheit gerissen, und vor dem Kamin stand ein kleines Tischchen, auf dem sich die Spulen in einem Tonband drehten.

»Warum denn so ängstlich, John Sinclair?« vernahm er wieder Doktor Tods Stimme.

John fuhr herum. Obwohl er wußte, daß die Stimme von dem Tonband kam, rechnete er jedoch jeden Moment mit einer Gemeinheit seines größten Widersachers… Vielleicht lauerte er in seinem Rücken, wartete nur auf eine Blöße.

Nichts.

Langsam wurde John die Sache unheimlich. Angst schlich sich in seinen Körper. Wurde er nicht schon längst beobachtet? Lauerten nicht tausend Augen auf ihn…?

John begann zu schwitzen.

Und wieder hörte er die höhnische Stimme, die seinen Ohren schmerzte.

»John Sinclair, der berühmte Geister-Jäger, hier wirst du deinen letzten Fall gehabt haben. Ich bin zwar nicht mehr anwesend, und doch werde ich dich töten.«

John ahnte nicht die tödliche Gefahr, in der er schwebte, denn die Mächte der Hölle waren noch einmal mobilisiert worden.

Plötzlich schlugen Flammen aus dem Kamin.

Augenblicklich war das Verlies von einer rotgelben, flackernden Helligkeit erfüllt.

Instinktiv war John zurückgewichen, hatte mit der Hand seine Augen abgeschirmt, doch da geschah das Unheimliche.

Feuerfingern gleich leckten die Flammen aus dem Kamin hervor, griffen nach dem Inspektor. Alles kam so schnell und überraschend für ihn, daß er kaum reagieren konnte.

Die langen Feuerzungen kamen ihm vor wie Geisterwesen aus einer anderen Welt. Fratzen entstanden, Arme, Hände.

Die Feuerbrunst leckte über Johns Kleidung. Schon stand sein Jackett in Flammen.

John warf sich auf den Boden, rollte wie ein Berserker um die eigene Achse.

Die Flammen erloschen nicht. Wie zum Hohn brannten sie weiter.

Der Geister-Jäger riß sich die Jacke vom Leib, warf sie in die Ecke.

Doch schon kamen die nächsten Flammenfinger.

John sprang zur Seite. Jetzt züngelten sie von allen Seiten auf ihn zu.

Er mußte die Tür erreichen. Mußte es um jeden Preis schaffen!

John Sinclair hetzte in Richtung Ausgang. Der Boden schien unter seinen Füßen zu lodern.

Der Geister-Jäger riß die Tür auf. Während er aus dem Verlies in den Gang hechtete, warf er für Sekundenbruchteile einen Blick über die Schulter zurück.

So knapp die Zeit auch war, das Bild, was er sah, prägte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis ein.

Doktor Tod stand inmitten der Flammenhölle!

Er hatte beide Arme erhoben und das Gesicht zu einem grausamen triumphierenden Lachen verzogen. Er bewegte die Hände, und seine Finger ringelten sich wie Schlangen.

Doktor Tod schien die Feuersbrunst zu dirigieren. Er war der Herrscher über das Flammenmeer, was ihm nichts anhaben konnte.

Dann war John Sinclair draußen. Er schleuderte seinen Körper auf den Gang, prallte hart auf und wirbelte um die eigene Achse.

Doch sofort war er wieder auf den Beinen. Mit Riesensätzen hetzte John den Gang hinab, riß die Tür auf, die nach draußen führte, und in der gleichen Sekunde bannte ihn ein Angstschrei auf der Stelle.

Bill Conolly! Er war in Gefahr…

***

Die Rocker waren unheimlich schnell. Die beiden, die von der Seite kamen, schnitten dem Reporter den Weg ab.

Bill Conolly flog förmlich auf das Haus zu. Er wollte die Mauer im Rücken haben, damit die Mörder nicht von hinten kommen konnten.

Der Reporter schaffte es.

Breitbeinig und wild keuchend stand er da. In der rechten Hand hielt er die Pistole.

Die Rocker blieben stehen.

Aus blutunterlaufenen, haßerfüllten Augen starrten sie ihren Feind an. Die Messer in ihren Händen blitzten gefährlich.

Da zog Bill durch.

Es gab einen trockenen Knall, und die Kugel schlug einem der Rocker in den Arm.

Doch zwei andere schleuderten die Messer. Während ihr Kumpan zusammenbrach, sirrten die blitzenden Klingen auf Bill zu.

Einem Messer konnte der Reporter ausweichen, doch das zweite fuhr mit unheimlicher Wucht in seine Hüfte.

Im ersten Augenblick nahm Bill Conolly an, man hätte ihm die linke Körperhälfte weggerissen. Der Schmerz flutete wie glühende Lava in ihm hoch. Ob Bill wollte oder nicht, er mußte einfach schreien. Und während ihm der gellende Schmerzensschrei über die Lippen drang, brach der Reporter zusammen.

Vier Rocker waren noch übrig geblieben. Und diese vier stürzten sich mit heiserem Wutgeheul auf den wehrlosen Reporter…

***

John Sinclair zielte wie auf dem Schießstand.

Schuß auf Schuß jagte er aus seiner Pistole, räumte mit der verdammten Rockerbrut auf.

Doch John tötete nicht. Er schoß auf Arme und Beine der Mordmaschinen.

Schreiend brachen die Rocker zusammen. Dicht vor Bill Conolly knallten sie zu Boden und wälzten sich auf der Erde.

John ließ die Waffe sinken. Um seine Mundwinkel hatten sich zwei harte Kerben gegraben.

Bill Conolly stützte sich auf. Mit schmerzverzerrtem Gesicht sah er seinem Freund entgegen.

»Bist du okay, Bill?« fragte John.

»Ja, verdammt. Es geht schon. Hätte auch nicht gedacht, daß solch ein dämlicher Ritzer so weh tut. Und du? Hast du Doktor Tod geschafft?«

»Nein!« John schüttelte den Kopf. »Dieser Höllenhund ist mir wieder entkommen.«

John Sinclair half seinem Freund auf die Beine.

»Erzähl«, bat Bill.

»Später.«

John Sinclair besah sich die Rocker, mit denen eine seltsame Veränderung vorgegangen war. Die Teufelsfratzen auf ihrer Brust waren verschwunden, hatten sich in Nichts aufgelöst. Genau wie Doktor Tod, der der Gerechtigkeit wieder einmal entwischt war.

Die Rocker blickten den Inspektor ängstlich an. John beruhigte sie mit ein paar Worten. Die Verletzungen waren nicht so schwer, daß die Rocker daran gestorben wären.

Mit Schaudern dachte John daran, was passiert wäre, wenn er seine Pistole nicht festgehalten hätte.

»Ich gehe zum Wagen«, sagte John zu seinem Freund, »und hole Hilfe.«

Bill Conolly nickte nur.

Der Geister-Jäger lief so schnell es ging den Weg zurück. Von seinem Bentley aus telefonierte er mit dem Revier in Aweshire. Man versprach, einen Krankenwagen mit mehreren Helfern zu schicken, denn die Verletzten mußten erst noch durch den Wald getragen werden.

John Sinclair aber rauchte eine Zigarette und sah nachdenklich den blauen Rauchringen nach.

Er dachte an Doktor Tod und wußte, daß er ihm bald wieder gegenüberstehen würde.

Eine Schlacht hatte John Sinclair gewonnen, doch der Krieg ging weiter…

ENDE